

FREIHAFEN

WIR. HIER. JETZT.



Kunststoff

IMPRESSUM

FREIHAFEN

Jugendmagazin für Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084679
Fax: 040-60084681
Mail: mail@freihafen.org
Web : <http://www.freihafen.org>

Herausgeber

Junge Presse Hamburg e.V.
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084680
Fax: 040-60084681
Mail: mail@jphh.de
Web: <http://www.jphh.de>

Chefredaktion

Christoph Hanssen
Maurice Renck (V.i.S.d.P.)
chefredaktion@freihafen.org

Layout

Felix Pensky
Jonathan Stöterau
Oliver Krumm
Wolfgang Denzler
grafik@freihafen.org

Titelfoto

Jana Kischkat

Jonathan Stöterau
Tilman Höffken
Wolfgang Denzler

Fotoredaktion

Jennifer Mira Ackermann
Jonathan Stöterau
Lina Brion
Liv Pedersen
Tilman Höffken
Wolfgang Denzler
fotoredaktion@freihafen.org

Öffentlichkeitsarbeit

Jana Kischkat
Oskar Piegsa
Wolfgang Denzler
presse@freihafen.org

Internetauftritt

Maurice Renck
Tung Nguyen
webmaster@freihafen.org

Finanzen

Jenny Wolf
finanzen@freihafen.org

Anzeigenbetreuung

Annina Loets
Katharina Rettke
Liv Pedersen

Sebastian Olényi

Tilman Höffken
anzeigen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)

Anne Kühnel (T&F)
Anne Spies (T)
Annina Loets (T)
Jan Jetter (T)
Jana Kischkat (T)
Jenni Nausch (T)
Jenny Wolf (T&F)
Katharina Rettke (T)
Lara Dietrich (T&F)
Lina Brion (T&F)
Liv Pedersen (T)
Maurice Renck (T)
Oskar Piegsa (T)
Simon Kerbusk (T&F)
Thekla Ahrens (F)
Tilman Höffken (F)
Tung Nguyen (T&F)
Vanessa Enders (F)
Wolfgang Denzler (T&F)

Erscheinung

10x jährlich

Vertrieb

Behörde für Bildung und Sport der
Freien und Hansestadt Hamburg

Auflage

20.000 Exemplare

Eigenvertrieb

Katharina Rettke
vertrieb@freihafen.org

Druck

v. Stern'sche Druckerei GmbH
Zeppelinstrasse 24
21337 Lüneburg

Auslageplätze

An den weiterführenden Schulen
Hamburgs, den Universitäten,
Jugendbildungsstätten und ausge-
wählten Cafés

Hinweise auf externe Bildquellen
sind bei den jeweiligen Fotos ange-
geben.

Wir danken allen Redakteuren, die sich
an FREIHAFEN beteiligt haben und allen
Außenstehenden, die Verständnis für
den enormen Zeitaufwand des Projektes
gezeigt haben. Außerdem danken wir
der Behörde für Bildung und Sport, der
SchülerInnenkammer, der Jungen Presse
Hamburg und der Arbeitsgemeinschaft
freier Jugendverbände Hamburg (AGfJ)
für die gute Zusammenarbeit.

Anzeigen

move!
Das SAGA GWG Sportprogramm

Herbst 2005

Neue Termine
bis zu den
Weihnachtsferien 2005

Die Saison 2005 geht weiter. Auch im Herbst 2005 bringt das Sportprogramm von Hamburgs Wohnungsunternehmen SAGA GWG wieder jede Menge Bewegung und Spaß in die Stadt. Alle, die Lust auf sportliches Miteinander haben, können mitmachen – die ganze Nachbarschaft ist eingeladen. Ohne Anmeldung und kostenlos.

Aktuelle Informationen zu move!
unter www.saga-gwg.de

SAGA GWG
Mehr Hamburg

BUDNI Dein Stern hilft!
preiswert + menschlich

Bei BUDNI läuft bis zum
1. Dezember eine große
Spendenaktion zur Erhaltung
der Immundefekt-Ambulanz
für HIV-erkrankte Kinder am
UKE Hamburg. Auch in
deiner BUDNI-Filiale!

Holt euch bzw. euren
Geschwistern als Vorlage einen
Stern bei BUDNI ab und bastelt
los! Oder mitmachen unter
www.budni.de

BUDNIKOWSKY

HUMMEL HUMMEL

Ein Pissoir verkehrt herum an die Wand heften, ein Stück Butter in die Ecke pfeffern oder eine Badewanne bepflastern – das können wir alle. Der springende Punkt: Kaum einer tut es. „Das Geheimnis der Kunst liegt darin, dass man nicht sucht, sondern findet“, sagte einmal Pablo Picasso.

Und auch im Journalismus liegen die Themen sehr oft auf der Straße. Gefunden haben wir Kreative, die ihr Leben der Kunst verschrieben haben, Menschen, die erst zu Künstlern geworden sind, und Künstler, die gar keine Künstler sein wollen. Ganz gleich ob Travestiestar, Alleinunterhalter oder „Kontext-Hacker“ – was Kunst ist, entscheidet jeder für sich. Das kann ein Film sein, das kann ein Theaterstück sein, ein in Safran gehüllter Central Park oder einfach die Farbe blau – und das nicht erst seit Yves Klein.

Auch FREIHAFEN ist Kunst und liefert mit dieser Ausgabe genug Stoff zum Beweis. Mitten in der blauen Stunde reisen wir durch die elfenbestäubte Ostsee, vorbei an einer PET-Flasche, die vielleicht einmal ein T-Shirt sein wird, legen einen kurzen Zwischenstopp in Ho Chi Minh City's Karaoke-Bar ein und gelangen am Ende doch wieder sicher nach Hause an die Landungsbrücken.

Wir wünschen viel Spaß mit „unserem Kunstwerk“!

Anne Spies



Foto: Christoph Hanssen

Fischmarkt

Titel

Programmkinos in Hamburg – 4
 Milli Vanilli? Whitney Houston. – 6
 Blau - nur eine Farbe? – 7
 Das Ein-Frau-Theater im Monsuntheater – 8
 Alles Gute ist aus Plastik – 10
 Umfrage - Kunst, was ist das? – 11
 Kontext-Hacker: Monochrom – 12

Hamburg City

Innerhamburgisches

Hamburger Theaternacht – 13
 Günter Discher: Deutschlands ältester DJ – 14

Elbbrücken

Außerhamburgisches

Sing a sad song – 16

Speicherstadt

Wissen

Wer ist „wir“? – 18
 Elfenstaub im Ostseewasser – 19

Große Freiheit

Kultur

Einfach mal überwinden. – 20
 Phoenix Interview – 22

Millerntor

Sport

Wind, Strand, Palmen und ein Board – 24
 Natürlich? Die Natural Born Golfers – 26

Video killed the Cinema Star

Jana Kischkat
 jana@freihafen.org,
 Wolfgang Denzler
 wolfgang@freihafen.org

Genauer gesagt ist es ein kleines, rundes Ding namens DVD, das zur Zeit den Lichtspielhäusern zu schaffen macht. Insbesondere den unabhängigen Programmkinos.

Anlässlich des vom „3001“ veranstalteten Freiluftkinos im St. Pauli Stadion traf sich FREIHAFEN mit dem Veranstalter Jan Fangmeier, um mit ihm über sein Kino und die schwieriger werdende Marktlage zu reden.

FREIHAFEN: Lohnen sich die Filmnächte für euch?

Jan Fangmeier: Würde ich nein sagen, wäre das gelogen. Aber es ist inzwischen sehr risikoreich. Als wir vor fünf Jahren angefangen haben, gab es noch Firmensponsoring; große Getränkekonzerne, die die Grundkosten gedeckt haben. Jetzt müssen wir versuchen, die Mittel über Eintrittsgelder reinzubekommen. Es gehen Anteile an den Verleih und an den FC Pauli, da kann man sich ausrechnen was von den fünf Euro pro Person übrig bleibt.

Käme eine Preiserhöhung in Frage?

Es kommen hauptsächlich Schüler und Studenten, die schrecken hohe Preise ab. Mir ist es lieber, der Eintritt ist relativ niedrig und die Leute besuchen uns dafür mehrmals.

Gibt es für euch einen Kostenunterschied beim Leihen der Filme, die ihr im Openair aufführt?

Ja, die Verleiher denken immer noch, dass Freiluftkinos Großveranstaltungen sind, bei denen man richtig Geld verdient. In Süddeutschland ist das vielleicht so, da ist das Wetter auch anders als in Hamburg. Dort haben die Kinos durchgängig 1000 bis 2000 Besucher.

Was hältst du vom Freiluftkino auf dem Rathausmark, das keinen Eintritt kostet?

Das ist allen Kinobetreibern ein Dorn im Auge. Die Kulturbehörde veranstaltet das. Eigentlich eine gute Sache, weil es die Filmkultur in der Stadt etabliert – kritisch wird es, wenn sie die gleichen Filme zeigen wie wir. Da gehen bei gutem Wetter 6000 bis 7000 Leute hin. Für die Kinobetreiber ist das dann durchaus problematisch, wir müssen ja auch Personal und Technik bezahlen. Aber die Kulturbehörde verwen-

det die zusammengestrichene Filmförderung lieber für eine prestigeträchtige Großveranstaltung.

Wie sieht es allgemein aus mit der Unterstützung von Programmkinos durch die öffentliche Hand?

Man kann für drei bis vier spezielle Reihen im Jahr Fördergelder beantragen und die bekommt man auch in der Regel. Aber auch für spezielle Sachen mit Länderschwerpunkten ist der Topf sehr beschränkt. Den müssen sich alle Programmkinos teilen.

Wie fing es an mit dem „3001“ Kino?

Es wurde damals 1991 von fünf Leuten gegründet. Das Gebäude war früher eine Fabrik, in der Montblanc Stifte hergestellt hat, das sieht man auch noch an einer Ecke. Die ersten zwei Jahre haben wir uns keinen Lohn ausbezahlt. Es musste sich erst etablieren und war eigentlich mehr ein Liebhaberprojekt. Inzwischen können aber fünf Leute mehr oder weniger gut davon leben.

Wollt ihr mit neuen Kinos expandieren?

Nein, der Markt ist so eng, da gibt es keine Möglichkeit. Dafür gehen die Hamburger inzwischen zu selten ins Kino.

Liegt das am vermehrten illegalen Downloads und Kopieren von Filmen?

Es ist schwierig einzuschätzen, warum Besucherzahlen zurückgehen. Die Majorlabel behaupten, es liegt am wachsenden DVD- und Heimkinomarkt und natürlich auch an den Downloads. Ich persönlich habe die Meinung, dass das Hand in Hand geht. Wenn einer sich einen bestimmten neuen Film herunterlädt und der kommt dann drei Wochen später ins Kino, dann kennt der den zwar schon, aber wenn der Film gut ist, guckt er ihn sich trotzdem noch mal auf der Leinwand an.

Die Filmverleiher sehen das anders und versuchen, mit einer Aufklärungskampagne unter dem Claim „Raubkopierer sind Verbrecher, hart aber gerecht...“ gegenzusteuern.

Foto: Wolfgang Denzler



Foto: Jenny Wolf

Milli Vanilli? Whitney Houston.

Jenny Wolf
jenny@freihafen.org

Er heißt Ikenna Benéy, kommt aus Berlin und würde jedem, der danach fragt, sein Alter bereitwillig verraten. Seine Hobbies? Sport. Am liebsten tauchen, Rollschuh laufen und Fahrrad fahren. Und das Leben genießen.

Der Deutsch-Nigerianer ist ein ganz normaler Mann, wenn auch etwas femininer als andere, der von Natur aus mit einer atemberaubend schönen Stimme ausgestattet ist. In jüngeren Jahren verdiente er sein Geld damit, bei Boygroup-Produktionen im Background zu singen. Allerdings ist dies wohl unter dem Kapitel „Er war jung und brauchte das Geld“ abzutun, denn ange-

**Er fühlt sich nicht
als Künstler**

sprochen wird er hierauf eher ungern. Bei einer der besagten Produktionen erkannte auch Frank Farian, Produzent des ehemaligen Erfolgsduos Milli Vanilli, das riesige Talent. Aber Moment, Milli Vanilli? Wer war das noch gleich? Ach ja, diese beiden smarten jungen Männer, die mit ihren polangen schwarzen Rastazöpfen und Songs wie „Girl You Know It’s True“ die Herzen der Mädchen in den 90ern wie im

Sturm eroberten. Schade nur, dass die Beiden zwar gut zu vermarkten waren, aber keinen ihrer Songs selbst geschrieben haben. Und noch viel bedauernder ist doch, dass sie sich in einem Vertrag mit der Plattenfirma Arista dazu verpflichtet haben, das neue Album live vorzustellen. Das war natürlich ein mächtiges Problem und hätte wohl das Ende der Karriere bedeutet. Frei nach dem Motto „Probleme sind dazu da, um gelöst zu werden“ machte Frank Farian sich auf, um die Mitglieder von Milli Vanilli klangheimlich auszutauschen.

Und, da Ikenna Benéy dem jüngeren der Beiden, Fabrice Morvan, auch noch zum Verwechseln ähnlich sieht, erhielt er seine große Chance.

Welcher aufstrebende, aber unbekannte, da noch nicht entdeckte Sänger wünscht es sich nicht berühmt zu werden, die großen Hallen dieser Welt zu füllen und ganz nebenbei auch noch für das Alter auszusorgen? Ikenna Benéy. Warum? Er fühlt sich nicht als Künstler.

Mindestens 30 Minuten vor jedem Auftritt geht’s in die Maske. Und wenn das Licht auf der Bühne wieder angeht, steht dort eine perfekt gestylte Sängerin, die uns ihr Alter nicht verraten würde, weil Damen so was einfach nicht tun. Schätzungsweise ist sie irgendwas zwischen 20 und 30. Ikenna Benéy ist Künstlerin. Seit mittlerweile 13 Jahren verwandelt Ikenna sich regelmäßig in ein Wesen mit aufwendig gestalteten Abendkleidern, selbst geknüpften Perücken und Stöckelschuhen so hoch, dass einem schon vom Zusehen die Füße wehtun. Aber reicht das wirklich, um weiblich zu sein? Oder gab es Operationen um dem Frau-Sein noch näher zu kommen? Nein. Wenn Ikenna aus der Dusche steigt, ist alles immer noch so, wie Mama es einst mitgegeben hat. Warum? Viel zu viel Angst. Außerdem ist sie gerne Mann, ihre Auftritte betrachtet sie als „eine Weiterführung von mir selbst“, nicht jedoch als Wunsch endlich Frau sein zu dürfen.

Wenn sie ihr Kostüm auszieht, ist sie wieder der Mann, der gerne Sport treibt und das Leben genießt. Aber zurück zur Lady.

Oder, sollte ich lieber sagen, zur Diva? Denn, auf der Bühne liefert sie eine beeindruckende Interpretation der Songs der Diva überhaupt ab: Whitney Houston, natürlich wie man sie aus den besten Zeiten kennt.

Zur Zeit gastiert der Travestiestar in Hamburg. Genauer gesagt im Pulverfass-Cabaret, wo sie noch bis Ende Oktober Teil der Anfang September gestarteten „Viva Las Vegas“-Show sein wird. „Viva Las Vegas“, das klingt nach viel guter Unterhaltung – und einer Menge Abwechslung. Der Schein trügt nicht. Von Pop über Soul bis hin zu Schlager oder Stimmungsmusik, z.B. von der „Muddi“ Cristina. Für kochendes Blut sorgen heiße brasilianische Rhythmen von Roberta, die auf jeden Fall das „Kostüm-WOW“ des Abends für sich beansprucht, aber auch von Rodrigues und Victor, die spezialisiert sind auf das „Gar-nichts-mehr-an-WOW“.

Und spätestens wenn man „Whitney“ live gesehen hat, ist man froh darüber, dass sie für Milli Vanilli nicht genug Künstler war.

Weitere Infos findet ihr unter www.ikenna.de

Blaue Stunde

Die Aussage war deutlich: 39% der Deutschen und 36% der Weltbevölkerung geben Blau als ihre Lieblingsfarbe an. Was aber macht Blau so besonders? Der Versuch einer Erklärung.

Sonntagabend. 21 Uhr. Blaue Stunde. Nicht nur der Himmel scheint blau. Blau hat sich sanft wie ein Schleier auf die Hausdächer geschmiegt, um Laternen gewickelt und ist dabei in den Straßen hängen geblieben. Und alles scheint ruhig. Ja, eine poetische Zeit, diese Blaue Stunde. Zwischen Dämmerung und dem Dunkel der Nacht gelegen, kennen wir sie als Zeit der Künstler, der Kreativen. Und dass, obwohl dem ganzen ein eher unromantisches, auch noch naturwissenschaftliches Phänomen zu Grunde liegt: „Die unterschiedliche Streuung des Sonnenlichts in der Atmosphäre und die Filterwirkung der Ozonschicht“, wie Wikipedia verrät. Blau ist aber mehr. Es ist alt, sagenumwoben und viel interessanter als ein bisschen Lichtbrechung. Blau hat Kulturen auf der ganzen Welt über Jahrtausende fasziniert, hat ganz eigene Geschichten und Mythen. Bereits für die alten Ägypter war sie eine der beliebtesten Farben, die Farbe der Götter und Pharaonen. In Indien ist sie das Agnya (eine der sieben Verbindungsstellen zwischen dem geistigen und körperlichen Leib) und in China steht sie (neben Schwarz) für den Norden, das Wasser und die Schildkröte. Auch die Indianer liebten es: Sie verehrten den blauen Kal-

zit als Geschenk des Himmels, das herabfällt, um den Menschen Kühlung zu bringen. Deutschland ist da weniger spektakulär. Erst über den 1498 von Vasco Da Gama entdeckten Seeweg nach Indien kam das Indigo überhaupt nach Europa, wo es anfänglich als Teufelsfarbe verschrien wurde. Es etablierte sich jedoch schnell als Farbe der Könige, da es aus Lapislazuli gewonnen wurde und somit die teuerste aller Farben war. Auch Goethe setzte sich, ob während der blauen Stunde sei dahingestellt, mit der besonderen Wirkung des Blaus auseinander. In seinem „Artikel über das Blau“ schrieb er: „Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare, fast unaussprechliche Wirkung [...], so sehen wir das Blau gerne an, nicht weil es auf uns dringt sondern, weil es uns nach sich zieht.“ Goethe starb, die Faszination Blau blieb: Verankert in vielen Bräuchen, von denen wir nicht einmal mehr wissen, wo sie ihren Ursprung haben. Da gibt es beispielsweise die Tradition, kleine Jungen in Blau zu kleiden. Blau, die Farbe des Himmels, dem Königreich des Guten, so hieß es früher nämlich, schütze den Erben der Familie vor bösen Geistern. Auch im Orient ist Blau als Schutz vor Geistern bekannt. Hier ist das auch unter Touristen bekannte

Amulett „Gegen den Bösen Blick“ stets blau. Wer in orientalischen Ländern ein Schmuckstück kauft, kriegt zudem häufig als kostenlose Beigabe einen blauen Stein mit auf den Weg oder bereits in die Sicherheitskette der Verschlüsse eingearbeitet. Es ist ebenfalls der Orient, der den Mythos hervorbrachte, Adelige hätten sangre azul, (span.: blaues Blut). Denn die einst angeblich besseren Leute waren meist hellhäutig, so dass deren - ganz normal rotes - Blut deutlich blauer durch die Haut schien, als bei dunkelhäutigeren, weniger adeligen Menschen. Doch die Liebe zum Blau ist keineswegs nur historisch oder mit Aberglaube begründbar. Markt- und Marketingforscher meinen seit neustem nämlich, die Farbe Blau habe einen beruhigenden Einfluss auf das Nervensystem und steigere dazu die Produktivität. Ob das auch der Grund dafür ist, dass Hamburgs Polizei seit neustem ganz schick Indigo trägt? Die Frage bleibt offen. Klar ist jedoch eines: Blau ist nicht einfach nur die langweilige Mainstreamfarbe, zu der wir sie machen. Es ist so widersprüchlich wie unser blauer Planet selber. Lieben wir es deshalb so sehr?

Annina Loets
annina@freihafen.org



Fotos: Vanessa Enders



Von Dr. Phil zum „Ein-Frau-Theater“

Jenni Nausch
jenni@freihafen.org

Unglaublich, wie lang der Weg zur Selbstfindung sein kann. Ganze 40 Jahre dauerte es, bis Carola Siepmann die Frucht der (Selbst-)Erkenntnis erntete. Als es soweit war, stellte sie ihr Leben komplett auf den Kopf und drehte ihrer Arbeit an der Universität den Rücken zu. Die Schauspielerei ist ihre Welt.

Der winzige Saal im Monsuntheater ist zur Hälfte gefüllt, das Licht gedämpft. Auf dem Programm steht Schillers Dialog zwischen Maria Stuart und Königin Elisabeth von England. Auf der Bühne kniet eine zierliche Frau mit einer Geste voll Demut und einem flehenden Blick. Alle Aufmerksamkeit gehört der Schauspielerin, sie spielt ganz alleine. Die Szene, in der Schottlands Königin Maria Königin Elisabeth um Asyl bittet...

Als es ihr zu viel wurde, ließ sie den Griffel einfach fallen und schmiss ihren Job. Die beachtliche akademische Karriere war Carola Siepmann zu perspektivlos geworden. Erst hatte sie ihren Volkswirt in den Sozialwissenschaften gemacht und promovierte dann in Philosophie. Seitdem die ehemalige Dozentin Studenten ihr Wissen vermittelt hat, sind

inzwischen zwanzig Jahre vergangen. Zu einem ständigen Gefühl innerer Unruhe kam Folgendes dazu: Carola stand auf Konfrontationskurs mit dem Apparat der Wissenschaften. „Ich besuchte selbst gern Vorlesungen. Manchmal kam es mir so vor, als

Es ist eine Art Wiedergutmachung für das unterdrückte Selbstvertrauen

ob einige Professoren nach einer halben Stunde Vortrag quasi immer noch beim ersten Satz waren. Ich platzte mit meiner Kritik immer direkt heraus. Dadurch geriet ich in ein gespanntes Verhältnis zu meiner damaligen Vorgesetzten“, schildert Carola. Dozentinnen mit einer großen Klappe waren nicht gerne gesehen an der Uni. Was also tun – sich dem System fügen oder die Uni verlassen? Nach über zehn Jahren Campus entschied sich Carola für Letzteres.

... von der einen auf die andere Sekunde steht sie mit unter der Brust verschränkten Armen da. Noch immer alleine. Ihr Auftreten ist plötzlich dominant und ihr Lachen steckt voll Boshaftigkeit und Hässlichkeit. Elisabeth verweist Maria in den Kerker. Er wird nicht angekündigt, der Rollentausch findet in den Köpfen des Publikums statt.

Es war das Streben nach der Erkenntnis über unsere Welt, um der Enge ihrer Kindheit zu entfliehen, was Carola nach dem Abitur an die Universität führte. Sie stammt aus einer solide gebildeten Familie. Um das Abitur musste Carola kämpfen. „Willst du was Besonderes sein? Schuster bleib bei deinen Leisten“, bekam sie immer wieder von Verwandten zu hören. Der Mangel an Selbstvertrauen ist ein nachhaltiges Produkt aus Carolas Erziehung. „Unbewusst bin ich mit dem Gefühl groß geworden, dass es ein Verrat an meiner Familie wäre, wenn ich meine Interessen verfolgte“, erzählt sie.

Und ausgeprägte Interessen, die hatte sie schon in ihrer Jugend, in der sie zum Beispiel gerne im Schultheater mitspielte. Von den Sozialwissen-



Fotos: Thekla Ahrens

schaften und einem Dokortitel für Philosophie gab es damals noch nicht die geringste Spur. Doch der kreative Aspekt verschwand nach der Schulzeit immer mehr aus Carolas Leben. Der Gedanke, eine Schauspielschule zu besuchen, kam gar nicht erst auf.

Sie lehrte an der Uni Hamburg und lebte mit ihrem Mann in Ottensen zusammen. Dann kam Marie, das erste und einzige Kind. 1988, als ihre Tochter drei Jahre alt war, da kehrte das Bewusstsein über die so lang versteckte

Leidenschaft zurück. So stark, dass sie diese nicht länger ignorieren konnte. Aber wie wurde der Bogen im Leben der damals 45-Jährigen ausgerechnet durch ihre Tochter zurück zur ursprünglichen Leidenschaft, der Schauspielerei geschlagen?

„Als es anfang zu singen, traf mein Kind die Töne nicht immer richtig. Das hat mich geschockt.“, berichtet Carola. „Ich stellte fest, dass ich mir wünschte, Marie sollte mal künstlerisch tätig sein.“ Und auf einmal machte es ganz laut Klick. Die Leidenschaft. Da war sie wieder. Vom Herzen unterdrückt, hatte sie sich in der Gebärmutter festgesetzt, krabbelte auf das Baby und

stand nach der Geburt Carola von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Da schlug sie eine Bahn in eine künstlerische Richtung ein und machte eine Schauspielausbildung im Ottenser Monsuntheater. Ganz nach dem Motto: Besser spät als nie.

Die wissenschaftliche Arbeit ist passé und auch mit ihrem Mann lebt Carola inzwischen nicht mehr zusammen. Ihr neuer Chef das ist sie selbst.

Die Spätentwicklerin, wie sie sich selbst nennt, macht jetzt Einzeltheater. Für die Stücke, die Carola in sehr unregelmäßigen Abständen

spielt, mietet sie Theatersäle. Schulen und eine Kirche waren jedoch auch schon Ort des Schauspiels. Für Werbung bleibt kaum Geld übrig. Ihre Reklame sind Einladungen, die sie per Postkarte an alle Bekannten schickt.

In ihrem neuen Beruf kann sie in verschiedene Rollen schlüpfen, sie kann Gefühle zeigen, – vor allem aber kann sie eines: unbegrenzt kritisch sein. Keine Mutter die ihr das Gewissen zermartert, keine Uni die sie bevormundet. Es ist eine Art Wiedergutmachung für ihr unterdrücktes Selbstvertrauen. Denn durch den Umschwung und die Arbeit an eigenen Projekten sitzt Carola wieder auf dem Regiestuhl für ihr Leben.



Der Rollentausch findet in den Köpfen des Publikums statt

Anzeige



macro**media**
akademie für medien

Studium und Ausbildung mit Zukunft

Studiengänge, 6 Semester, ab 06.03.2006

PR/Kommunikationsmanager

(Angewandte Medienwirtschaft, Bachelor of Arts)

Medien-, Sport- und Eventmanager

(Angewandte Medienwirtschaft, Bachelor of Arts)

in Kooperation mit der AMAK AG an der Hochschule Mittweida (FH)

Ausbildungslehrgang, gebührenpflichtig
3 Jahre, ab 04.09.2006

Veranstaltungskaufmann/frau

mit anschließender Prüfung vor der Hamburger Handelskammer

macro**media**
akademie für medien
kattrepel 10 (Pressehaus)
20095 hamburg
tel 040.300 30 89-0
info.hh@macro**media**.de
www.macro**media**.de

münchen _ stuttgart _ köln _ osnabrück _ hamburg



Alles Gute ist aus Plastik

Glas- oder Plastikflasche? Der Umwelt zuliebe entscheiden wir uns beim Einkauf häufig für die Glasflasche. Doch ist die Plastikflasche wirklich so umweltschädigend, wie wir immer denken?

Plastik ist die umgangssprachliche Bezeichnung für Kunststoff. Kunststoffe werden in chemischen Prozessen hergestellt, beziehungsweise aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt.

Die berühmteste Plastikflasche auf dem Kunststoffmarkt ist wohl die PET-Flasche. Sie wird zu 100% aus Erdöl gewonnen. PET steht für Polyethylenterephthalat, ein wahrer Zungen-

stellung von dünnwandigen Behältern. So können aus einem Liter Öl dutzende von PET-Flaschen gewonnen werden.

Doch mit dem PET-Recyclat lassen sich noch ganz andere Dinge produzieren. PET spielt auch in der Textilindustrie eine große Rolle. Hier wird aus der ehemaligen Kunststoffflasche Polyester hergestellt. Eine Chemiefaser, die zum Beispiel für die Herstellung von Flee-

brecher. Dabei ist die chemische Struktur dieses Kunststoffes doch so simpel: PET besteht aus den uns allen bekannten Stoffen Sauerstoff (O₂), Wasserstoff (H₂) und Kohlenstoff (C). PET ist, wie Glas, zu 100% recyclebar. Die Flaschen werden zuerst in großen Mühlen zu Flakes verarbeitet, dann in einem Waschvorgang von Fremdstoffen gereinigt. Wird dieses PET-Recyclat wieder eingeschmolzen, lassen sich neue Trinkflaschen formen und der Wiederverwertungskreislauf schließt sich. Weitere Vorteile gegenüber der Glasflasche ergeben sich beim Transport und der Herstellung.

Durch die Leichtigkeit des Materials muss auf dem Weg vom Verbraucher zum Hersteller weniger Energieaufwand betrieben werden. Die Festigkeit des Materials erlaubt die Her-

stellung von dünnwandigen Behältern. So können aus einem Liter Öl dutzende von PET-Flaschen gewonnen werden.

Doch mit dem PET-Recyclat lassen sich noch ganz andere Dinge produzieren. PET spielt auch in der Textilindustrie eine große Rolle. Hier wird aus der ehemaligen Kunststoffflasche Polyester hergestellt. Eine Chemiefaser, die zum Beispiel für die Herstellung von Flee-

PET ist, wie Glas, zu 100% recyclebar

cepullies, T-Shirts oder Füllstoffe für Kissen benutzt wird.

Hört sich doch alles sehr positiv an. Trotzdem läuft die PET-Flasche der Glasflasche nicht den Rang ab. Ein Grund dafür mag sein, dass sie

sich als Pfandflasche nur 25 mal wiederauffüllen lässt. Hier zeigt die Glasflasche mehr Ausdauer: 50 mal lässt sie sich wieder benutzen, um dann erst neu aufbe-

reitet zu werden. Zudem besitzt das Kunststoff eine hohe Gasdurchlässigkeit. Schnell kann das Mineralwasser zum stillen Wässerchen werden. Wer nun wirklich die Auszeichnung als weniger umweltschädlich verdient hat? Hier scheiden sich die Geister. Den Ruf als Umweltkiller hat die Plastikflasche aber wirklich nicht verdient.

reitet zu werden. Zudem besitzt das Kunststoff eine hohe Gasdurchlässigkeit. Schnell kann das Mineralwasser zum stillen Wässerchen werden. Wer nun wirklich die Auszeichnung als weniger umweltschädlich verdient hat? Hier scheiden sich die Geister. Den Ruf als Umweltkiller hat die Plastikflasche aber wirklich nicht verdient.

Liv Pedersen
liv@freihafen.org

Kunst – was ist das?

Jenni Nausch
jenni@freihafen.org
Liv Pedersen
liv@freihafen.org

„Wenn ich wüsste, was Kunst ist, würde ich es nicht verraten.“ Da Picasso uns nicht weiterhelfen wollte, fragten wir junge Menschen in Hamburg, was sie unter „Kunst“ verstehen.



Fotos: Liv Pedersen

Jan, 24 aus Altona, studiert Amerikanistik „Jeder möchte die Kunst verstehen. Warum versucht man nicht die Lieder eines Vogels zu verstehen? (Picasso)“ • Tilman, 25 aus Eimsbüttel, studiert Amerikanistik, BWL und Politikwissenschaft: „Kunst ist etwas, das mich überhaupt nicht interessiert.“



Kathinka, 22 aus Bahrenfeld, studiert Journalistik „Kunst ist die Einheit des Vielfältigen - hat zumindest mein Kunstlehrer immer gesagt.“ •



Daniel, 22 aus Horn, studiert VWL und Politikwissenschaft: „Kunst ist etwas, das auf jeden Fall Diskussionsstoff liefert.“ • Malte, 23 aus Uhlenhorst,



studiert Geografie: „Kunst ist nicht erzwungen, Leichtigkeit.“ • Julia, 19 aus Volksdorf: „Kunst sind Bilder, Skulpturen und so weiter.“



Armelle, 20 aus Hamm „Kunst ist alles, was abstrakt ist.“ • Mashishana, 22 aus Altona „Kunst ist die Art wie man lebt.“ • Lea, 24 aus Tours



(Frankreich), studiert Germanistik: „Kunst ist Tanz, Kommunikation, Kultur und ganz anders in Deutschland als in Frankreich“ • Sebastian, 25



aus Barmbek, studiert Jura und Politikwissenschaft: „Kunst ist, wenn man nicht reden, aber trotzdem etwas ausdrücken möchte.“

Kontext-Hacker

Sie haben Ausstellungen zum Anhören, bringen ein Jahrbuch heraus, entsenden imaginäre Künstler als Vertreter ihres Landes und entwickelten jüngst sogar ein russisches Computerspiel. Und als wäre das nicht genug, haben sie auch noch einen Namen, der irgendwie gar nicht passt. Ein kleiner Einblick in die Machenschaften der Wiener Gruppe „Monochrom“.



Monochrom steht, anders als der Name vermuten lässt, für eine Vielfalt von Themen. Kunst, Philosophie und Politik werden immer wieder neu und außergewöhnlich präsentiert. Schnell stellt man fest, Monochrom ist nicht einfach mal eben so zu erklären. „Deswegen sitze ich dann ganz oft auf der Terrasse herum und muss ganz viel reden, weil es so schwierig ist alles in Worte zu fassen“, sagt Johannes Grenzfurthner lachend. Er hat Monochrom gegründet. Das war vor zwölf Jahren. Alles fing mit einer Nachricht im Fidonet an, vor der Blütezeit des World Wide Web. Nach nur einem Tag hatte Johannes Grenzfurthner einen Mitstreiter, Franky Ablinger; heute besteht der Kern der Gruppe aus acht Personen.

Damals hatte Johannes Grenzfurthner die Idee eines Magazins, das sich mit Politik, Technologie und Kultur auf gleichem Niveau auseinander setzt. Zu diesem Zeitpunkt war er gerade mal 17 und arbeitete noch an seinem Abitur. Irgendwann wurde Monochrom klar, dass es nicht ausreichen würde nur ein Magazin zu erstellen. Sie überlegten sich, wie sie ihre Botschaften auch jenseits des Papiers veröffentlichen könnten. Dabei hatte man noch keine Hemmungen davor, auch auf Ungewöhnliches zurückzugreifen. So entdeckte Monochrom den Overhead-Projektor als Medium, versuchte sich an einem politischen Puppentheater und machte Kurzfilme und Ausstellungen.

Das jüngste Werk Monochroms ist ein Computerspiel. „Sowjet-Unterzögersdorf“ heißt das Abenteuerspiel der Marke „Monkey Island“. Doch Monochrom wäre nicht Monochrom, wenn man sich hier nicht auch etwas Besonderes ausgedacht hätte. Die Geschichte spielt in einem kleinen Örtchen, der letzten existierenden Teilrepublik der UdSSR. Logisch, dass man im Spiel dann auch nur Russisch hört; mit deutschem oder englischem Untertitel.

Monochrom versucht mit dem Kontext, der ihnen vorgesetzt wird, zu spielen. Als „Kontext-Hacker“ hat man sie bezeichnet und diese Beschreibung passt ganz gut, findet Johannes

„Jaques Palminger und Rocko Schamoni, das sind ja schon alte Freunde von uns“

Grenzfurthner. Besonders deutlich wurde diese Herangehensweise bei ihrem bislang größten Projekt, der Biennale Sao Paulo. Monochrom sollte dort Österreich vertreten und schickte den fiktiven Künstler Georg Paul Thomann. Vorher hatte man bereits die Biografie Thomanns als Buch veröffentlicht und stellte dort nun einige seiner Werke aus. Monochrom stellte sich vor Ort als Aufbauteam vor. Thomann selber tauchte logischerweise nie auf der Ausstellung auf und so wuchs das Misstrauen langsam an, bis schließlich klar wurde, man ist Monochrom auf den Leim gegangen.

Appetithäppchen

Die Nacht der Theater soll Interesse wecken und die Menschen ins Theater locken, sie ist vor allem eine groß angelegte Werbeveranstaltung für die Hamburger Bühnen. Der Besucherandrang ist gewaltig.



Foto: Simon Kerbusk

Wer jetzt glaubt, Monochrom mache nur Spaß, der irrt. So feierten sie vor kurzem den Geburtstag des Kapitalismus. Zehn Personen aus unterschiedlichen Bereichen, wie zum Beispiel Politologen und Wirtschaftsforscher, wurden gebeten Artikel darüber zu schreiben, was für sie persönlich der Geburtstag des Kapitalismus ist. Diese Texte wurden dann von Radiomoderatoren und Schauspielern vertont und als eine Art Ausstellung zum Anhören präsentiert. Inzwischen sind die Beiträge auch online abrufbar.

Auch in Zukunft ist noch einiges geplant, im Dezember wird Monochrom auf der „Art Basel Miami Beach“ zu sehen sein. Kurz darauf wird Monochrom zu Gast sein beim Projekt „Der lebende Adventskalender“ unter dem Motto „Die letzte Konsequenz des Konsums ist der Kannibalismus“.

Als „Kontext-Hacker“ hat man sie bezeichnet und die Beschreibung passt ganz gut

Im nächsten Jahr wird es eine Ausstellung zum Thema „Die Visionen der Science Fiction“ geben. Die Ausstellung ist für Juli 2006 geplant. „Prinzipiell ist die Idee, sich der Science Fiction über Bilder zu nähern“, erklärt Johannes Grenzfurthner. Als Beispiel nennt er die Cover einiger Science Fiction Bücher: „Es gibt ganz großartige Science Fiction Bücher, großartige Literatur ist das, aber du kannst dir sicher sein, sie haben das unpassendste Cover, das man sich vorstellen kann. Warum ist da eine halbnackte Frau, die neben einem grünen Außerirdischen steht, auf dem Cover eines solchen Buches drauf? Warum?“. Johannes Grenzfurthner lacht, „es muss natürlich etwas ansprechen, weil man das Buch auch verkaufen will, aber da fragt man sich schon: Hallo?“. Um solche Darstellungen soll es gehen, darum, mit welchen Bildern die Science Fiction spielt.

Monochrom war in diesem Jahr bereits in Hamburg zu sehen. Im April erzählten sie von ihren Projekten und zeigten Kurzfilme. Die Zuschauer konnten auf kleinen Sesseln und Sofas Platz nehmen und bei einem kühlen Getränk die Vorstellung genießen. Das zeigt vielleicht auch ein wenig den Charakter von Monochrom. Der Abend verlief locker und lustig. Anstatt vorne Texte abzuspielen wurde das Publikum mit einbezogen. Zu musste das Publikum „Danke für diesen guten Morgen“ mit neuem Text singen, ganze 20 Strophen. Und auch als das eigentliche Programm beendet war, zeigte man noch einige Kurzfilme und machte Daumen-Catch-Wettkämpfe mit dem Publikum.

Wer sich einen Überblick über Monochrom verschaffen möchte, der sollte deren Homepage unter www.monochrom.at besuchen und sich ein wenig Zeit zum Stöbern nehmen.

Maurice Renck
maurice@freihafen.org

Änderungen im Programmablauf sind vorbehalten. Es besteht kein Sitzplatzanspruch. Es gibt keine nummerierten Plätze. Bei Überfüllung von Veranstaltungsräumen oder Fahrzeugen besteht kein Anspruch auf Einlass.“ Nein, der Hinweis auf den Eintrittskarten zur zweiten Hamburger Theaternacht ist sicher keine Drohung. Zwar mag das klassische Theaterpublikum in Abendgarderobe einen verlässlicheren Ablauf gewohnt sein, aber für die Theaternacht gelten eben eigene Regeln.

Wer am 10. September einen gemütlichen Theaterabend verbringen wollte, war falsch: Für den Auftritt des Improvisationstheaters „Steife Brise“ in der Bar des Thalia Theaters zieht sich die Schlange durch das ganze Treppenhaus, oben angekommen quetscht sich das Publikum in jede freie Ecke, die Luft ist stickig. An anderen Bühnen sieht man ähnliche Bilder:

Die Menschen kommen aus überfüllten Bussen und strahlen trotzdem, wenn sie den gewünschten Programmpunkt pünktlich erreichen.

Die Theaternacht ist in erster Linie eine Werbeaktion, sie soll dem zuweilen etwas angestaubten Image der Theaterlandschaft in Hamburg ein bisschen mehr Sex-Appeal verleihen und so neues Publikum anlocken. Der Andrang ist groß. 15.000 Karten wurden für den 10. September verkauft, gegen Abend stoppen die Veranstalter den Verkauf, um die Menschenmassen in den Theatersälen zu begrenzen.

Wer eine Karte hat, kämpft um einen Platz in den großen Theatern oder wirft abseits vom

Mainstream einen Blick in die kleinen. Vor allem für die kleineren unter den 31 beteiligten Bühnen ist die Theaternacht eine Gelegenheit, auf sich aufmerksam zu machen. „Allein, wie die Leute aus der Gegend neugierig werden und gucken, nur weil heute bei uns diese Theaternacht-Bushaltestelle vor der Tür steht, das ist toll!“, erzählt Angelika Landwehr von dem winzigen Theater in der Washingtonallee. „Viele Besucher wollen in der kommenden Spielzeit wiederkommen“.

Genau das ist die Idee hinter der Theaternacht: Meist wird kein komplettes Stück gezeigt. Ein kleiner Ausschnitt hier, eine kurze Szene dort. Es bleibt bei Appetithäppchen, die Lust auf das Hauptgericht machen sollen, die kommende

Spielzeit. Wer eine ganze Nacht nur Appetithäppchen bekommt, bleibt eben hungrig und kommt wieder, so

die Überlegung. Ob das Rezept funktioniert, bleibt zunächst offen. Die Theaternacht aber kommt wohl noch einmal. Eine dritte Auflage für 2006 wird geplant. Stickige Theatersäle und überfüllte Busse gehören dann genauso wieder zum Programm, wie die seltene Gelegenheit, in nur einer Nacht sowohl die „einzig wahre Rolf-Zuckowsky-Cover-Band“, als auch Lorient-Sketches und Maria Stuart zu sehen.

Die Veranstaltung findet ihr im Netz unter: www.hamburger-theaternacht.de

Simon Kerbusk
simon@freihafen.org

Aus der Reihe getanzt



Als Jugendlicher handelte Günter Discher mit illegalen Jazzplatten – dafür steckten ihn die Nazis im Alter von 17 Jahren ins KZ. Günter Discher überlebte und widmete sein Leben der Musik. Heute ist er der älteste DJ Europas.

Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org
Jan Jetter
jan.jetter@agfj.de

Günter Discher wohnt im 14. Stock eines Hochhauses im Hamburger Westen. Erstaunlich grün wirkt Hamburg von hier oben, selbst im späten Oktober. Doch dem Auge bleibt kaum Zeit der Elbe zu folgen und in die Ferne zu schweifen – zu sehr werden die Blicke von der Inneneinrichtung in Dischers Ein-Zimmer-Wohnung angezogen. Gut 25.000 Tonträger finden sich hier, bereits im Flur stapeln sich die CDs, in der Stube folgen Schellack und Vinyl, teilweise zweireihig die Wände bedeckend. Die Sammlung umfasst Swing und frühe Tanzmusik, ist alphabetisch sortiert und beginnt mit dem 200 Schallplatten umfassenden Gesamtwerk Louis Armstrongs. Einmal hat er eine Platte falsch zurückgestellt, bis heute hat er sie nicht wieder gefunden, so Discher. Doch der Hausherr ist nicht nur Archivar und Namenspatron einer mittlerweile 28 Titel umfassenden CD-Reihe von Wiederveröffentlichungen rarer Swing-Songs: Der 80jährige kann mit Fug und Recht auch als ältester (und wahrscheinlich auch: bestangezogenster) DJ Kontinentaleuropas bezeichnet werden. Drei Jahre Qualen im Jugend-KZ Mohringen und der Tod zahlreicher Wegbegleiter konnten ihn nicht von seiner Leidenschaft trennen. FREIHAFEN gewährte der Swing-Experte eine Audienz in seiner Schatzkammer.

Foto: Ceraton - F. Misiak

FREIHAFEN: Herr Discher, können Sie sich noch an die erste Swing-Platte erinnern, die Sie gehört haben?

Günter Discher: 1935 haben wir Kinder auf einem Grammophon wahllos Platten gespielt. Humoristisches, Opern, Märsche... uns interessierte nur die Wiedergabe. Eltern von einem Schulfreund haben dann von einer Geschäftsreise in die USA Platten von Duke Ellington und anderen mitgebracht. Und als wir die auflegten dachten wir: Oh mein Gott! Das ist ja was ganz anderes! Das hat ja Rhythmus!

„Ich spiele auch mal Hawaii Musik zum kuscheln und knutschen.“

1935 waren bereits seit zwei Jahren die Nazis an der Macht, denen Jazzmusik ein Dorn im Auge war. Wie kamen Sie damals an die Platten mit der „heißen“ Musik?

Bis zum Angriff auf Polen konnte man im gut sortierten Handel auch britische und amerikanische Platten kaufen, die Nazis konnten ja auch nicht alle internationalen Verträge rückgängig machen und es ging ja auch um Devisen. Ab 1939 war das aber vorbei, da durfte auch im Rundfunk nichts mehr gespielt werden, was mit Jazz zu tun hatte. Im Krieg musste man wegen der Rohstoffknappheit zwei Platten abgeben, wenn man eine neue kaufen wollte, die wurden dann geschmolzen und neu gepresst. Einige bekamen kalte Füße und gaben die schönsten Hot-Platten ab, für Ouvertüren und Operetten. Wir kannten die Schallplattenhändler. Also durften wir die abgegebenen Scheiben durchgucken, bevor sie geschmolzen wurden und tauschten zwei zu eins. Dann verkauften wir die Platten gewinnbringend in den Kneipen auf St. Pauli und hatten Geld für unsere Mädchen.

Später wurde auch das schwierig, aber ich hatte einen älteren Freund, der in Schweden stationiert war. Dem habe ich an seine Feldpostnummer Geld geschickt, mit dem er die im Ausland noch erhältlichen Platten einkaufte. Sein Vorgesetzter war auch Swing-Fan, da kam auf die Päckchen dann der Stempel „Heeresgut, darf vom Zoll nicht geöffnet werden“. Das hat mir die GeStaPo dann später auch sehr übel genommen, aber so habe ich die Nazis ausgetrickst.

Sie und die sogenannte Swingjugend waren eine Art kulturelle Opposition.

Wir haben keine Opposition gemacht wie die KPD oder die SPD, wir haben keine Flugblätter verteilt. Aber man verweigerte sich der Gleichschaltung und spielte amerikanische Musik öffentlich, sehr zum Unmut der Leute. Unsere Mädchen machten Marlene Dietrich nach, mit Hosenanzügen und Schminke, das war verpönt. Wir hatten lange Haare und

gepflegte Anzüge, da konnten die Jungs von der Hitlerjugend natürlich nicht mithalten.

Muss man sich die Swingjugend also als homogene Bewegung vorstellen?

Wir hatten alle die gleichen Ikonen, aber die Cliques schotteten sich zunehmend voneinander ab, denn in der GeStaPo-Leitstelle in der Kaiser-Wilhelm-Straße gab es Schläge, um die Bekanntgabe von Namen zu erzwingen. Und die, die bekannt geworden waren, wurden dann an die Ostfront geschickt und waren ganz schnell erledigt. Die Swingjugend hatte ja Recht mit ihrer Verweigerung. Wir hatten keine politische Bildung, aber das sah ja ein Blinder mit einem Krückstock, wie das mit den Nazis enden würde. Deutschland – Land der Dichter und Denker... Ich habe mich geschämt, als ich 1945 aus dem KZ kam und sah, was da in unser aller Namen passiert war.

Wieso hat es denn nach Kriegsende so lange gedauert, bis die Swingjugend und das Jugend-KZ Mohringen überhaupt thematisiert wurden?

Die ganze Aufarbeitung ist erst gekommen, als die alten Staatsanwälte und Richter, diese ganze Nazi- generation, gestorben ist. Die Nazis waren ja auch nach dem Krieg alle noch da, bis auf die zwanzig, die nach den Nürnberger Prozessen gehängt worden waren. Die Engländer haben gesagt: „Wenn wir alle, die schuldig sind, einsperren wollen, dann

müssen wir die Konzentrationslager wieder aufmachen. Und das wollen wir

„Oh mein Gott! Das ist ja was ganz anderes! Das hat ja Rhythmus!“

ja auch nicht.“ Das Problem konnten die Alliierten also auch nicht lösen. Etwas wie die Wehrmachtausstellung hätten Sie in den 1950ern nicht machen können. Und die Existenz des KZ Mohringen haben die Anwohner verheimlicht und mussten das erst Ende der 1980er zugeben, als zufällig Skelette in der Gegend ausgegraben wurden.

Sie haben erst im Rentenalter begonnen, Ihre Sammlung auch als DJ zu nutzen. Wie muss man sich ein Set von Ihnen vorstellen?

Sehen Sie, ich spiele auch nicht nur Swing, sondern auch Rumba und nach zwölf Uhr nachts auch mal Hawaii Musik zum Kuscheln und Knutschen, wie man das so macht. Meine Disko ist vielseitig. Ich gehe aber nicht mit den Fingern an die Platten ran um das Tempo zu korrigieren, so wie meine jüngeren Kollegen. Ich spiele die Platten so, wie die Komponisten das wollten.

Herr Discher, vielen Dank für das Gespräch!

Es geht nichts über zufriedene Gäste.

Eine der wenigen Möglichkeiten Günter Discher in Hamburg live zu erleben bietet das Aktionswochenende „respekt“: Am 19. November 2005 erzählt Günter Discher im movimento, Besenbinderhof 57a, ab 19:30 Uhr aus seinem Leben und legt einige seiner Platten auf. Eintritt 4 Euro / 3 Euro ermäßigt. FREIHAFEN empfiehlt: Hingehen! Das weitere Programm von „respekt“ mit Workshops, Vorträgen und Ausstellungen „gegen alltägliche Gleichgültigkeit“ findet sich unter: www.agfj.org



„Sing a sad song ...“

Tung Nguyen
tung@freihafen.org

Karaoke-Bars gehören im asiatischen Raum zu den beliebtesten Touristenzielen. Im Glücksfall ist der Tourist ein reicher, großzügiger und eleganter Globetrotter. Doch längst ist nicht alles Glam und Glitter, was in den Edel-Karaoke-Bars Ho Chi Minh City's umher geht. Ein Blick in die zwei Gesichter einer Karaoke-Bar.



21 Uhr, Primetime in der Karaoke-Bar, der größten Metropole Vietnams. Die Zeit, in der Geschäftsmänner von der Arbeit am Wirtschaftswachstum nach Hause kommen und die jungen Wilden Ho Chi Minh City's auf der Suche nach Sex, Drugs and Rock 'n' Roll ausschwärmen. Die Räume der Bar füllen sich mit zum Teil 15 bis 20 Leuten. In den Gängen verdrängen lautes Gegröle und schiefe Töne das Seufzen eines weinendes Mädchens. In einem verlassenem Raum, in dem vor wenigen Minuten ein wichtiger Wirtschaftsgesandter mit seinen Partnern saß, ist sie nun allein. Linh. Zwischen halbleeren Whisky-Flaschen, Plastikverpackungen und Mikrofonen ist das Gefühl der Hilflosigkeit besonders bedrückend. Die Tränen spülen das Make-Up von ihrem Gesicht wie der Monsun den Staub von den Straßen Ho Chi Minh City's. Zutage kommt das traurige, verbitterte Gesicht eines jungen Mädchens.

Linh ist 18 und arbeitet als Barmädchen. Barmädchen, so sagt sie, das heißt sich täglich von wildfremden Männern befummeln lassen, mit ihnen trinken, singen und ja, für einige heißt es auch sich später am Abend zu prostituieren. Linh arbeitet in der Bar seit sie 16 ist. Als ihre Eltern sich nach einem misslungenen Geschäft hoch verschuldeten und nicht mehr wussten, wie sie Linh und ihre beiden kleineren Geschwister ernähren sollten, ergriff Linh Selbstinitiative. Sie brach die Schule ab und begab sich in die Barszene. Anders als oft beschrieben, werden die wenigsten Barmädchen und Prostituierten von jemandem gezwungen, sich zu verkaufen. Allein das Schicksal zwingt Mädchen wie sie in einen solchen Beruf. Seit zwei Jahren ernährt sie ihre fünfköpfige Familie so gut wie allein, mit einem Gehalt, mit dem die Familie gerade so über die Runden kommt und doch verdient sie mehr als in vielen anderen, angeseheneren Berufen. Jedes Mal, wenn sie sich

Fotos: Tung Nguyen



bewusst macht, was sie tun muss, um ihre Familie zu ernähren, muss sie weinen, so wie jetzt. Gleiche Zeit, eine Etage und mehrere Gesellschaftsschichten höher in der Bar. Laute, schiefe Töne, „baby if aiai couhhhd, chaehehng, the world ...“. Eine Gruppe von 20 Oberstufenschülern sitzt eng gequetscht aneinander und feiert. Es sind Schüler der „Le Hong Phong“ Oberschule, eine Schule, deren Schüler entweder hochbegabt sind oder besonders reiche Eltern haben, letzteres ist häufiger der Fall. Anlass zur kleinen Karaoke-Party ist die Verabschiedung von drei britischen Lehrkräften der Schule. Es herrscht eine sehr heitere Stimmung, zwischen dem heart das on geht und einem „we will rock you!“ fließt reichlich Bier. Über Geld macht sich hier niemand wirklich Gedanken. Hier trifft sich die kommende Elite Vietnams. Eine Generation, die auf eine glorreiche Zukunft in ihrem Land hinarbeitet. Als Repräsentanten großer ausländischer Firmen, Firmenchefs und Makler wollen sie später ihr Land aufbauen, das, wie die meisten meinen, immer noch sehr viel Entwicklung braucht. Doch bis dahin ist noch Zeit, Zeit für das nächste Lied „And Aiiiaiiii will always ...“

Derweil hat sich Linh unten in den Personalraum zurückgezogen. Der Duft von teurem Parfum und Make-Up brennt in ihren Augen, oder sind es doch die Tränen, die brennen? Sie muss an ihren Ex-Freund denken, einen Vietnamesen, der in Deutschland lebt. Auch er gehörte einst zu Linh's Gästen, sie verliebten sich ineinander, es war wie in „Pretty Woman“. Ihr wurde vieles versprochen,

von ewiger Liebe bis zu einem kleinen Haus für ihre Familie – und dann stieg er ins Flugzeug. Sie sah ihn nie mehr wieder. Anfangs schickte er ihr SMS, Briefe und Schecks, doch irgendwann herrschte Funkstille. Seitdem vertraut Linh keinem ihrer Gäste mehr, die Ausländer halten nie ihr Wort und die Inländer wollen sie als Hausmädchen und Sexsklavin. Die Gedanken an die großen Enttäuschungen aus der Vergangenheit werden unerträglich, wieder fließen die Tränen. Eine unglaubliche Melancholie liegt im Raum, Linh's Freundinnen ringsherum schütteln mit einer bedauernden Mine die Köpfe. Obwohl sie schon so lange in der Bar arbeitet weint Linh immer noch genauso oft wie neue Mädchen.

Keine von ihnen macht diesen Job gerne, doch das Schicksal spielt oft grausame Spiele mit den Menschen, und die meisten hier haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden.

Die Oberstufenschüler singen Lieder der NoFuture Generation, Pink Floyd und Alice Cooper. Viele der Schüler verehren die NoFuture Bewegung, auch wenn die Zukunft vieler im Raum sehr sicher steht - dank einflussreicher Eltern. Es wird zwischen Schule und Privatem getrennt, in der Schule sind sie die kommende Elite, Musterschüler, die ihren Abschluss in einer der angesehensten Schulen des Landes machen. In der Karaoke-Bar aber wird „My schoooooos' been blown, to pieces...“ gerne gesungen. Doch die Sperrstunde nähert sich, die

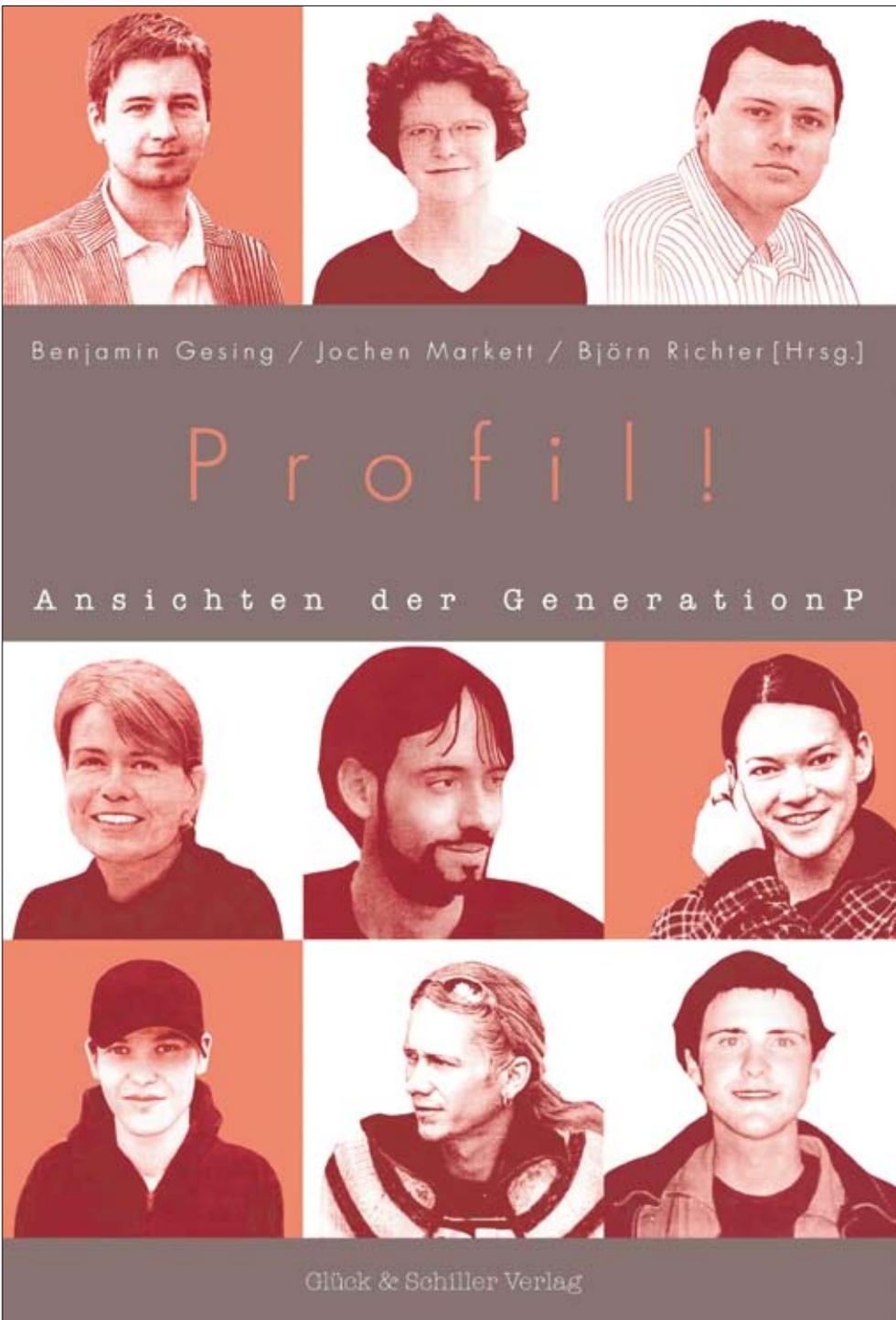
Allein das Schicksal zwingt Mädchen wie sie in einen solchen Beruf

letzten Songs werden nun abgesungen. Einige der feucht-fröhlichen Gesellschaft machen sich auf den Weg nach Hause. Es war ein gelungener Abend.

Linh darf nun auch nach Hause gehen, ihrer Betreuerin kamen fast selbst die Tränen als sie Linh weinend in der Ecke sah. Einsam steht sie am schmutzigen Straßenrand und wartet darauf, dass ihr Vater sie abholt. Wenige Meter weiter kommt eine Gruppe von Schülern in ihrem Alter aus der Bar. Mit einem traurigen Blick schaut Linh ihnen hinterher. Wie gern wäre sie jetzt noch Schülerin. Doch das Schicksal, so glaubt sie, kann nicht jedem gnädig sein, und sie müsse sich damit abfinden. Für einen kurzen Augenblick aber, will sie es anders haben, schließt die Augen und flüchtet sich in ihre Träume von der Zukunft. Ihren Schulabschluss will sie auf jeden Fall noch nachholen, koste es was es wolle. Wenn ihre Familie die Schulden abbezahlt hat und ihre kleinen Schwestern die Schule beendet haben, dann finge ihr Leben an, sie würde gerne einen richtigen Beruf lernen und eine kleine Familie gründen. Sie müsste nie wieder als Barmädchen arbeiten. Mitten in ihren Gedanken reißt sie ein grelles Licht aus ihren Träumen. Ihr Vater ist da und holt sie ab. Sie wirft einen letzten Blick auf die Schüler am Straßenrand, dann wendet sie sich ab und das Motorrad des Vaters fährt los, in eine ungewisse Zukunft.

Wer ist „wir“?

Die Zeit der großen Jugendbewegungen ist vorbei. Zu vielfältig sind die jugendlichen Szenen und Stile geworden, um alle Unter-30jährigen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Zwei Bücher versuchen es trotzdem. Wir haben sie gelesen.



Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org

Wenn es früher um „die Jugendlichen“ ging, dann war die Rede von der Generation X, der Generation Y, oder, bis kurz vor dem Zusammenbruch der New Economy, der Generation @. Seitdem hat sich die Lage etwas verkompliziert: „Generation der pragmatischen Egotaktiker“, war der letzte, doch recht unbeholfene Versuch der 14. Shell Jugendstudie, die heute 15- bis 25-jährigen zusammen zu fassen. „Wenn uns niemand einen prägnanten Namen geben will, dann müssen wir das eben selber tun“, dachten sich nun ein paar Aktive der Jugendpresse Deutschland e.V. und bestimmten: Generation P sollen wir fortan heißen. Wieso P? Weil man uns so gut mit P-Wörtern beschreiben kann, meinen sie in ihrem Handbuch zur Generation „Profil!“. Vierzehn engagierte Jugendliche werden dort in Einzelporträts von gleichaltrigen Autoren vorgestellt. Diese Ausschnitthaftigkeit führt allerdings zu durchwachsenen Ergebnissen. So ist ein Porträtiertler eher peinlich als professionell, wenn er plötzlich von „Projektqualität“ spricht, wenn es ums ehrenamtlich organisierte Prollrap-Konzert für die Provinzposse geht. Und ein Autor philosophiert lieber über den Pöng-Sessel des Porträtierten als einen spannenden Einstieg in seinen Artikel zu wählen. Grundsätzlich ist festzustellen: Politik findet bei der Generation P in Parlamenten statt, Protest ist passé, das Prinzip ist „Praktikum statt Punk“. P steht auch für privilegiert: Fast alle am Buch Beteiligten sind Studenten. So liegen die gewonnen Erkenntnisse über unse-

Foto: Philipp Paulsen

re Altersstufe wohl eher an der Auswahl, als an den tatsächlichen Zuständen. Voll von guten Ideen ist das Buch aber schon. Prima also, dass die Fortsetzung bereits geplant ist. Vielleicht heißt die ja „Generation Q“ mit einem Quentchen mehr Querdenker und qualitativer Typographie?

Souveräner befasst sich ein Buch aus dem Suhrkamp Verlag mit der Frage nach jugendlicher Identität. Auch hier bemerken die (erwachsenen) Herausgeber Klaus Neumann-Braun und Birgit Richard bereits im Vorwort: „Das Wir der Jugendlichen gibt es nicht. Zu verschieden und vielfältig sind die Jugendlichen.“ Als gemeinsamen Sammelbegriff finden sie

**Protest ist passé, das Prinzip ist
„Praktikum statt Punk“**

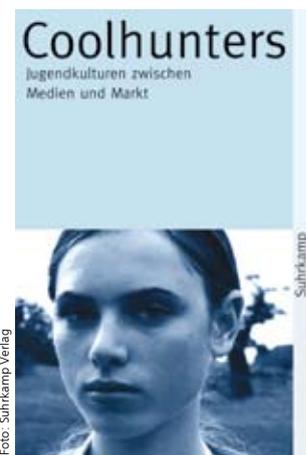
despite a nicer slogan than „Generation P“, namely: „Coolhunters“, so the title of their book. Described is with it a problem of today's youth cultures: Who searches for authenticity, who must always stay in movement, who wants to be a coolhunter, who searches for niches, who has not yet broken through the market and media and who has not yet been accepted by the mainstream. Where this can lead, describe various authors, among others Hannes Loh in his contribution about German flirting

with right-wing radical symbolism. Because of the speed of their subject, some Coolhunters authors condemn their book to a short half-life. This April Coolhunters appeared. Today, in mid-October, one actually hears nothing more about the example (is it still?) of allgegenwärtige Customizing of everything (jeans, body, identities) to be read.

Perhaps it is also periodical that the better choice for all, who want to be informed about youth cultures, would be to subscribe to the

Journal of Youth Cultures. Their prices relativize the tenner, so it is worth flipping through Coolhunters. It remains best to stay with FREIHAFEN. It is not only itself a piece of youth culture, but also appears monthly and costs nothing, but also publishes quite often high-quality theses. So the author of these lines in the first issue „a new generation conflict“. And one must now see: Schlauer makes the reading of „Profil“ and „Coolhunters“ already

Journal of Youth Cultures recommended. Their prices relativize the tenner, so it is worth flipping through Coolhunters. It remains best to stay with FREIHAFEN. It is not only itself a piece of youth culture, but also appears monthly and costs nothing, but also publishes quite often high-quality theses. So the author of these lines in the first issue „a new generation conflict“. And one must now see: Schlauer makes the reading of „Profil“ and „Coolhunters“ already



Quellen:

- Gesing, Markett, Richter: „Profil! Ansichten der Generation P.“, 192 Seiten, 8,90 Euro (Glück & Schiller Verlag)
- Neumann-Braun und Richard: „Coolhunters – Jugendkulturen zwischen Markt und Medien“, 278 Seiten, 10 Euro (Suhrkamp)
- Brügger, Behrens, Plesch, Ullmaier: „Testcard“, ca. 300 Seiten, 14,50 Euro (Ventil Verlag)
- Archiv der Jugendkulturen e.V.: „Journal der Jugendkulturen“, ca. 130 Seiten, 10 Euro (www.jugendkulturen.de)

Elfenstaub im Ostseewasser

Meeresleuchten im Dunkeln ist etwas Seltenes. Wer es sieht, möchte an Wunder glauben. Doch das scheinbar magische Ereignis kann man biologisch erklären.

Party am Ostseestrand beim Klützer Winkel in Mecklenburg-Vorpommern spät an einem lauen Sommerabend im August. Die Geisterstunde ist schon lange vorüber, da springen Freunde von mir auf. Schwimmen wollen sie gehen. Ob ich mit will? Jetzt noch? Das ist doch viel zu kalt! – Ich lasse mich überreden. Zum Glück! Im Wasser warten nämlich nicht nur Seetang und Quallen, sondern etwas viel Geheimnisvolleres auf uns, was uns noch lange in Erinnerung bleiben wird. Als uns das erst knöcheltiefe Wasser irgendwann bis zur Hüfte reicht, ruft jemand:

„Das Wasser leuchtet!“ Und tatsächlich! Es sieht aus wie Elfenstaub, den wir mit jeder

Bewegung hinter uns herziehen und wenn das Wasser über den Körper spritzt, gleiten kleine Leucht-

**Dinoflagellaten heißen die kleinen
„Zauberer“, die für das Glimmern im
Meer verantwortlich sind**

pünktchen auf der Haut hinab. Das erinnert ein bisschen an den Effekt von „Glow-in-the-dark-Stickern“. Magie steckt jedoch nicht hinter diesem Phänomen. Wissenschaftlern ist das Meeresleuchten schon länger bekannt. Es kommt teilweise in der Tiefsee oder auch in der Nordsee vor. In der Ostsee ist es äußerst selten zu beobachten. Dinoflagellaten heißen die kleinen „Zauberer“, die für das Glimmern im Meer verantwortlich sind. Natürlich haben sie nichts mit Dinosauriern am Hut. Es sind mikroskopisch kleine, einzellige Algen, auch Plankton genannt. Von Ihnen gibt es mehrere Arten. Bei einer Konzentration von Millionen Zellen pro Liter Meereswasser, leuchten sie, wenn sie mechanisch gestresst werden. Kaum vorzustellen: Beim Schwimmen haben wir die Organismen durch unsere Bewegungen aufgewirbelt und dadurch eine enzymatische Reaktion hervorge-

rufen, welche das, nur wenige Sekunden dauernde, Aufflimmern verursacht. Im Fachjargon spricht man von Biolumineszenz (griechisch *bíos* »Leben«, lateinisch *lumen* »Licht«). Diese entstand vermutlich in einer frühen Phase der Evolution und sie erfüllt verschiedene Funktionen wie zum Beispiel die der Kommunikation. Das Plankton schreckt, wenn es leuchtet, seine Fressfeinde wie Flusskrebse ab. Doppeltpraktisch: Zugleich lockt es Fische an, die Flusskrebse fressen.

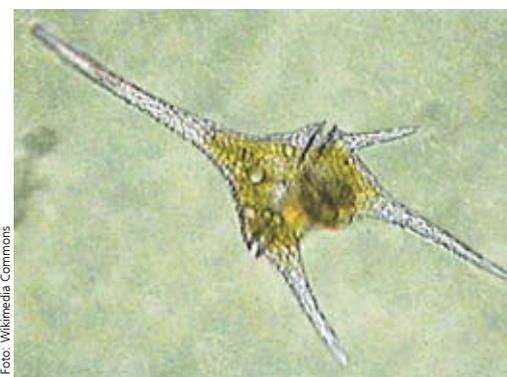


Foto: Wikimedia Commons

Einen Abend später. Wir kommen wieder zum Strand. Wir wollen uns noch einmal von dem Leuchten verzaubern lassen. Doch die Ostsee bleibt dunkel. An diesem Abend und auch am nächsten. Vielleicht für immer, vielleicht aber auch nicht. Meeresleuchten ist selten. Wann und wo es auftritt, das können nicht einmal die Meeresforscher vorhersagen.

Einen Abend später. Wir kommen wieder zum Strand. Wir wollen uns noch einmal von dem Leuchten verzaubern lassen. Doch die Ostsee bleibt dunkel. An diesem Abend und auch am nächsten. Vielleicht für immer, vielleicht aber auch nicht. Meeresleuchten ist selten. Wann und wo es auftritt, das können nicht einmal die Meeresforscher vorhersagen.

Jenni Nausch
jenni@freihafen.org

Einfach mal überwinden

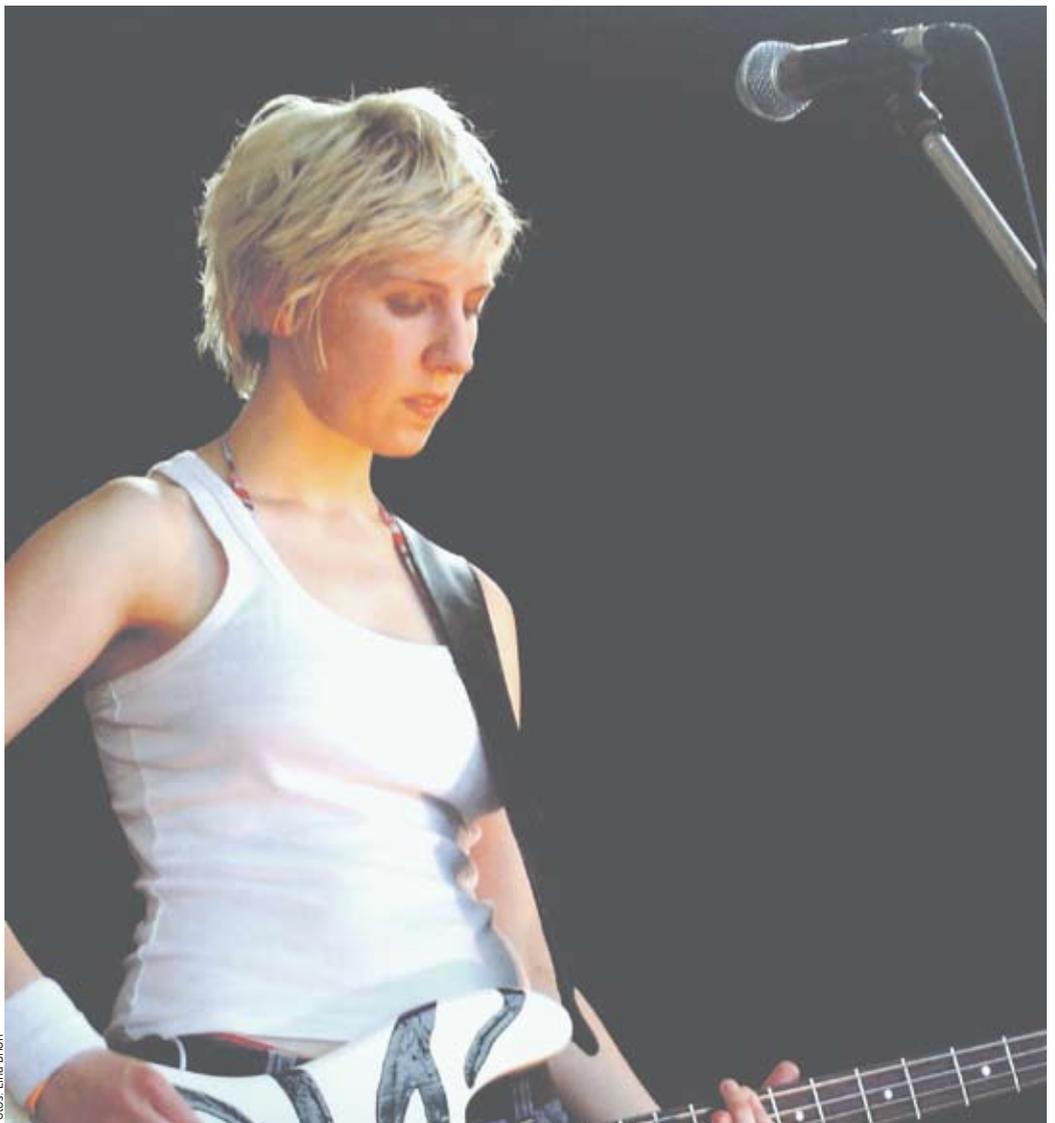
Oskar Piegsa
oskar@freihafen.org
Lina Brion
lina@freihafen.org

Gute Ideen, die hat man von Zeit zu Zeit. Sie verselbständigen sich leicht in der Fantasie, nehmen aber selten Gestalt in der Wirklichkeit an. Zu viel Risiko, zu viel Stress. Das Mamallapuram-Festival in Storkow aber ist der spürbar reale Beweis, dass es doch geht. Ideen weiterzuspinnen, Mut zu haben, tätig zu werden und sagen zu können: Das haben wir gemacht.

Flirrende Hitze auf dem Burgplatz. Ein rotes T-Shirt huscht vorbei, verschwindet hinter der kleinen Bühne. „Jo, kannst du bitte mal kommen?“ - „Jo, hast du den Schlüssel?“ - „Jo, es gibt wieder Stress mit der Gästeliste!“ Johann hat alle Hände voll zu tun. Schon wieder steht niemand bereit, um die Hebebühne zu bedienen und die Musiker warten mit ihren Instrumenten. Der Strom läuft mittlerweile. Aber gleich ist das letzte Lied vorbei und dann gilt es, die neue Ansage auf der Bühne zu machen. Johann lächelt. „Dieser Stress, immer hier hin und da hin zu müssen, ist zwar irgendwie zum Kotzen, aber es macht auch wahnsinnig viel Spaß!“ Zusammen mit seinem Schulfreund Markus hat der 18-jährige ein Benefiz-Festival in seinem Heimatort Storkow, 50 km hinter Berlin, organisiert. Ohne Erfahrung, ohne Kapital, aber mit einer gehörigen Portion Zielstrebigkeit, Kreativität und ansteckender Begeisterung.

Angefangen hat das alles vor einem halben Jahr, als er am 2. Weihnachtsfeiertag mit der Familie bei Kaffee und Kuchen sitzt und im Fernsehen plötzlich die Meldungen über den Tsunami kommen. Zu dieser Zeit verbringt Johanns Ex-Freundin Eva in Mamallapuram, einem Indischen Dorf, ihr soziales Jahr, um im dortigen Waisenhaus zu helfen. Entsprechend entsetzt versucht die gesamte Familie, Eva zu erreichen. Doch diese ist auf der Flucht. Zu Fuß mit 64 Kindern. Sie haben Glück, überleben die Katastrophe. Doch das Dorf mitsamt Waisenhaus ist zerstört, den Fischern fehlen sogar die Netze zum Nahrungsfang und Eva setzt sich dafür ein, welche zu besorgen.

Einen Kontinent weiter entschließt sich Johann, sie zu unterstützen: mit einem Festival.



Fotos: Lina Brion

„Anfangs kam ich mir etwas bescheuert vor, weil mir alle einen Vogel gezeigt haben. Aber nachdem ich ihnen das Konzept vorgestellt hatte, das dann zur Hälfte doch wieder verworfen werden musste (lacht), konnte ich einige überzeugen. Jetzt bin ich auch wirklich stolz auf alle, die hier mithelfen.“

Am Donnerstag hatte eine Freundin alles in die Hand genommen, weil ihm, völlig am Ende mit den Nerven, sonst alles durch die Hände gerutscht wäre. Gestern Nachmittag dann, als die erste Band zu spielen begann, hätte er einfach nur laut los schreien können, so ein gutes Gefühl war das, „die totale Erlösung“.

Mit dem Stress war es da aber noch lange nicht vorbei. Von den Konzerten bekommt er höchstens fünf Minuten mit, der Rest der Zeit ist vollgestopft mit Problemen an der Kasse, Problemen mit der Zeit, Problemen mit den Bands. „Dann

kommen die alle zu mir und fragen: „Was'n los, was'n los?!“ Und ich muss dann irgendwen finden oder es selber machen.“ Wünscht man sich da manchmal nicht, nur als Gast da zu sein? Johann tut überlegend, grinst dann aber: „Nö. Da ist man schon stolz drauf, dass man hier das orangene Bändchen trägt und sagen kann: Das ist unser Ding.“ Und wie ist die Resonanz der Bands? „Die fühlen sich wohl. Sitzen auf der Terrasse und betrinken sich. Die haben gestern in der Jugendherberge, wo sie übernachtet haben, noch richtig Krawall gemacht. Da werden wir noch richtig Ärger kriegen.“ Ärger befürchtet er auch von anderer Seite. „Wir haben in Storkow gezielt keine Werbung gemacht, denn hier sind leider sehr viele auf rechts eingefahren. Wir wollten verhindern,

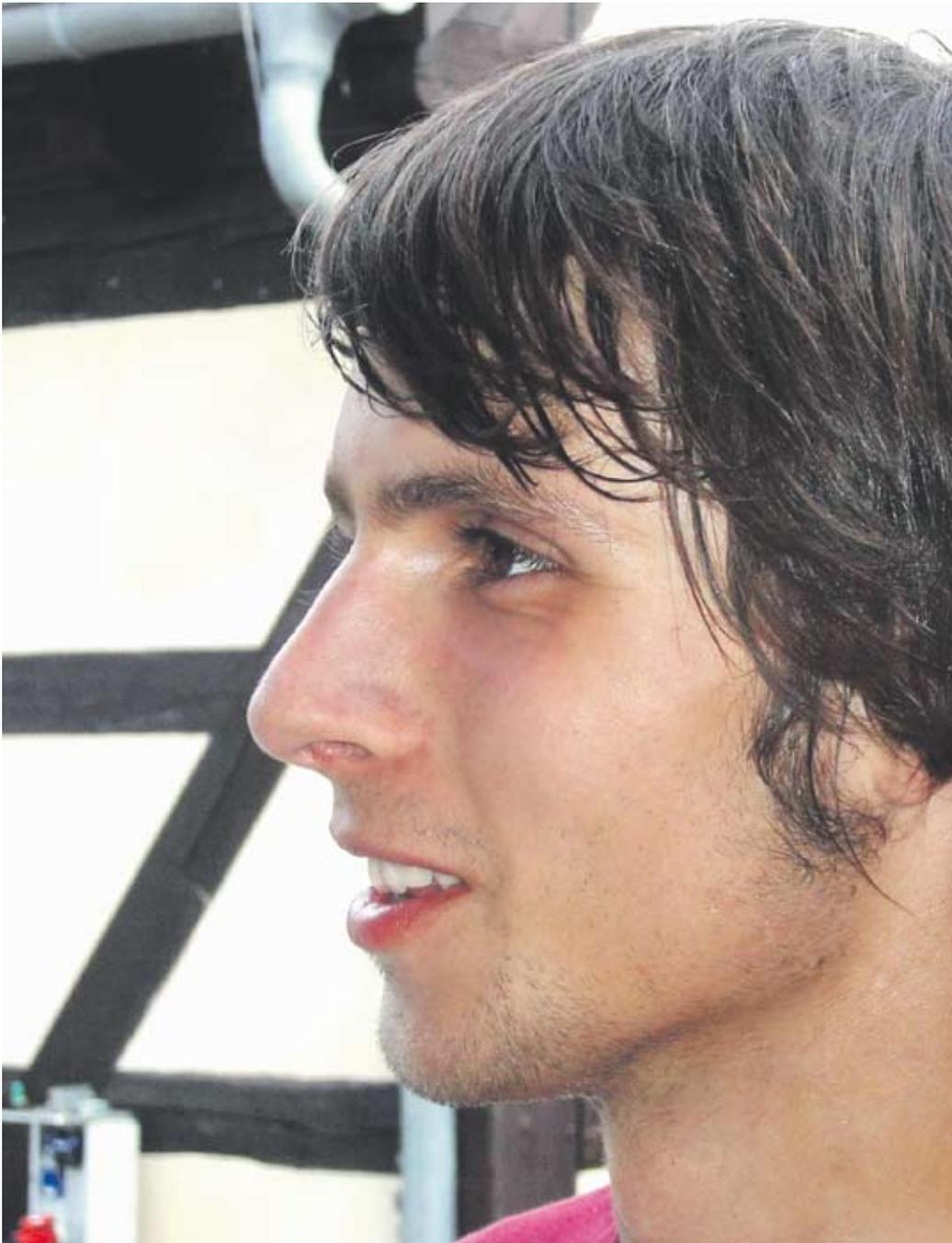
Dieser Stress ist zwar irgendwie zum Kotzen, aber es macht auch wahnsinnig viel Spaß

dass die zu viel davon mitbekommen und sich darauf einstellen können.“ Die NPD-Plakate, die hier den Straßenrand säumen, sind omnipräsentes Thema. Schon freitagnachmittags wird sowohl von Bands als auch von Veranstaltern dazu aufgerufen, selbige von den Laternenpfählen zu entfernen, was angesichts ihrer schwindelerregenden Höhe ein schwieriges Unterfangen ist. Dennoch lassen sich des Nachts Menschen-

träubchen am Straßenrand ausmachen, einzelne Kletterasse meterweit über ihnen, Jubel bei erfolgreichem Ergreifen der Plakatpappen. „An sich müssen die ab“, sagt Johann, gibt aber zu bedenken, dass in einem Nachbarort nach ähnlicher Aktion die Leute festgenommen und an die NPD verpöffelt wurden. „Und das ist echt scheiße, wenn die NPD im Besitz deiner Daten ist.“

Noch eine andere Tatsache trübt seinen Blick. „Die Besucherzahlen sind bis jetzt grotten-schlecht.“ Wird die Summe von 500 kalkulierten zahlenden Besuchern nicht erreicht, sieht es schlecht aus mit dem Spenden. „Vielleicht war das auch ein bisschen gegen die Wand gedacht. Aber angesichts des großartigen Wetters und des Line-ups hätte man schon mit 500 Leuten rechnen können. Vielleicht liegt es daran, dass alle geizig geworden sind...“. In der Tat sind die ausbleibenden Besucherzahlen verwundernd. Haben Johann und Markus neben ihren guten Absichten doch die momentanen Lieblinge der deutschen Indie-Szene versammeln können, wie Hund am Strand, Delbo oder Samba. Doch auch deren Gagen sind ein hoher Kostenfaktor. „Das Problem ist, dass die meisten Bands ihre Rechte an ihre Agenturen vergeben haben und keinen Einfluss auf die Preisentscheidung haben.“ Preisversteigerungen auf ebay und weitere geplante Cool-Down-Partys sollen aber für eine Kontinuität der Aktion und vor allem für die Verwirklichung der Hintergrundidee sorgen. „Wir haben nun begonnen und können nicht mehr zurück.“ Und jeder Cent, welcher der Bevölkerung Mammallapurams zu Verfügung gestellt wird, kann etwas bewirken. Dieser Gedanke hilft, die Eigenmotivation aufrecht zu erhalten und nicht zu resignieren. „Jeder braucht erst mal einen Anfang. Und dann muss man sich einfach mal überwinden. Es kann voll in die Hose gehen, genauso wie es auch ein voller Erfolg werden kann. Dieses Risiko muss man eben eingehen. Wir sind es nun eingegangen und... mal gucken, was draus wird.“

Der getrübtete Blick ist verschwunden, Lächeln dominiert wieder sein Gesicht. Und einige Sonnenstrahlen später steht Johann am Rand der Bühne und wirft strahlend Eis in die Menge. Schoko-Vanille segelt über unsere Köpfe, landet im Staub und wird familiär schmatzend geteilt. Hund Am Strand auf der Bühne singen dazu von Liebe, Wärme und dem Duft nach Veränderung.



„Der Hörer steckt mehr Schönheit in die Musik als ihr Schöpfer“

Seit 1991 vier Freunde als Country-Garagenband die Vorort-Pubs von Paris bespielten, ist viel passiert. Die Freunde tragen mittlerweile den Namen Phoenix und mixen Elektronika-Momente mit Funk-Sprengeln und Rock-Attitüden. Sie haben zwei Alben, „United“ (2001) und „Alphabetical“ (2004), zum Status als Kritikerliebling verholfen und sind von den Tanzflächen der Welt nicht mehr wegzudenken.



Foto: Lara Dietrich

Der graue Wolkenwust am Himmel gibt endlich Ruhe. Zwar besteht der Boden noch immer aus treibsandähnlichen Matschtümpeln, doch das ist jetzt auch schon egal. Genauso wie meine Eigenkreation aus Plastiktütentracht und Krempeljeans, die man in vielerlei Variationen in alle Richtungen beobachten kann. Alles was zählt ist nur noch der Rhythmus, der meinen Fuß wippend tiefer und tiefer im Morast versinken lässt. Die Melodie, auf der ich wie auf Wellen gleite, der Funk-Beat und Rock-Bass, die mich glauben lassen, niemals mehr mit dem Tanzen aufhören zu können. Es ist das Haldern-Festival 2005 und auf der Bühne spielen Phoenix aus Paris. Während man auf Platte noch meint, es mit ein paar netten funky Disco-Poppers zu tun zu haben, entfalten sie live eine wegfehende Energie, die unter die Haut kriecht, einen Rock and Roll, dem man sich nicht entziehen kann.

Im Interview mit FREIHAFEN besticht Gitarrist Laurent Brancowitz mit bröckelnd-frankophonem Englisch, langen Pausen und einer übermäßigen Portion an Charme.

FREIHAFEN: Was, glaubst du, macht eine Live-Performance so energiereich, so eindrucksvoll? Was ist es, das die Leute so sehr berührt?

Laurent Brancowitz: So viele Live-Performances sind langweilig. Und wir wollen natürlich nicht, dass die Menschen sich langweilen. Aber es ist wirklich schwierig zu sagen, eine Live-Show ist einfach etwas anderes. Sie hängt von so vielen verschiedenen Faktoren ab. Das ist eine ganz bestimmte Chemie, die aufkommen muss, und wenn das passiert, ist es perfekt.

Wenn ihr auf Festivals spielt, habt ihr dann viel Kontakt zu den anderen Bands?

Na ja, man lernt sich schon gegenseitig etwas kennen. Da sind einige, die man hasst, andere, die man mag. Es ist schon wie in einer kleinen Familie. Kennt ihr einige der Bands, die hier spielen, persönlich?

Nein. Ich glaube, dass wir einmal mit Mando Diao zusammen gespielt haben, aber ich kann mich nicht wirklich erinnern.

Zu eurem aktuellen Album habt ihr mal gesagt, dass ihr sehr viel eures inneren Selbst hinein gepackt habt. Aber glaubt ihr, dass der Hörer das überhaupt erkennt, euer inneres Selbst und eure wahren Emotionen?

Gute Frage... Die Sache ist die... Hm, eine sehr gute Frage! Wenn ich Musik höre, und das tue ich sehr viel, kann ich spüren, wenn sie ehrlich ist. Ich weiß nicht, was der Sänger exakt sagt und ich will es auch gar nicht genau wissen. Aber ich merke, was da emotional passiert. Und genau das ist wichtig, das sollte geschehen. Es geht nicht darum, dass jemand etwas Präzises beschreibt, sondern darum, zu wissen, dass mir da jemand etwas erzählt, etwas, das in die Tiefe geht.

Aber denkst du, dass der Hörer das begreift?

Einige ja, andere sicherlich nicht. Aber letzten Endes ist es doch der Hörer, der die Musik zu etwas Besserem macht. Der Hörer steckt mehr Schönheit in die Musik als ihr Schöpfer. Wenn ich Musik höre, lege ich da automatisch etwas hinein, das eigentlich gar nicht darin steckt.

Wie weit seid ihr mit eurem neuen Album?

In einer Woche werden wir in Berlin mit den neuen Aufnahmen beginnen. Wir sind ziemlich unvorbereitet, zum ersten Mal in unserem Leben. Und das ist cool. Das letzte Mal haben wir für die Aufnahmen zwei Jahre gebraucht, aber wir haben entdeckt, dass zwei Wochen viel besser sein können. Denn dann kannst du die Dinge nicht richtig kontrollieren und erst dann kann Magie entstehen.

Also mögt ihr Zeitdruck?

Ja, denn wenn man zu viel Zeit hat, kann man ewig weitermachen und weitermachen und versuchen besser zu werden, aber man verliert dabei die Mystik einer Kreation. Die Dinge können erst entstehen, wenn du keine Kontrolle mehr über sie hast. Das ist das Beste an der ganzen Sache.

Lina Brion
lina@freihafen.org
Lara Dietrich
Lara@freihafen.org



schülerInnen
kammer
hamburg

An alle Schülerinnen und Schüler von Klasse 6 bis 13

Demokratie in der Schule !?

Die Schule in Hamburg verändert sich stetig. Darum müssen Hamburgs Schülerinnen und Schüler immer wieder neu überlegen, wie sie auch künftig Einfluss auf die aktuelle Schulentwicklung nehmen und den Schulalltag mitgestalten können.

Unter dem Motto: „Lasst uns Schule verbessern! – Demokratie in der Schule!“ findet am **30. November 2005** das 9. SchülerInnenforum statt. Hierzu laden dich die SchülerInnenkammer Hamburg und die Bildungsbehörde & Co ein. Wir werden an diesem Tag in kleinen Gruppen zu einzelnen Themen Ideen und Forderungen beraten und ausarbeiten.

Gibt es im Hamburger Bildungssystem überhaupt Chancengerechtigkeit? Werden die Mitwirkungsrechte der SchülervertreterInnen ernstgenommen? Wie ist das Klima zwischen den SchülerInnen und LehrerInnen? Was beinhaltet das Recht auf Meinungs- und Pressefreiheit in der Schule?

Zu diesen und anderen Fragen wollen wir gemeinsam mit vielen Hamburger SchülerInnen Antworten finden. Erfahrungsberichte von einem Schüleraustausch mit tschechischen SchülerInnen in Prag und die Aussagen des Sechsten Jahresberichtes der Ombudsfrau für Schülervertretungen werden interessante Anregungen für die Diskussion liefern.

Das Besondere an den SchülerInnenforen ist, dass VertreterInnen der Bildungsbehörde sich verpflichtet haben, eure Forderungen intensiv auf ihre Umsetzbarkeit hin zu prüfen. In einem Öffentlichen Dialog mit der Senatorin Frau Dinges-Dierig hat die Bildungsbehörde die Gelegenheit, auf die Forderungen der Schülerinnen und Schüler zu antworten.

Sottest du Lust haben, an dieser Veranstaltung teilzunehmen, fülle einfach den Anmeldeschnippel aus und schicke ihn an die genannte Adresse. Wie immer, kannst du dich auch über das Internet unter www.skh.de anmelden. Wir senden dir dann rechtzeitig deine Anmeldebestätigung und weitere Informationen zu. Eine Teilnahme ist nur möglich, wenn wir diese schriftlich bestätigt haben.

„Wir brauchen die Herausforderung der jungen Generation, sonst würden uns die Füße einschlafen.“
(Willy Brandt, 1913 - 1992, Friedensnobelpreisträger)

Anmeldung (verbindlich)

Bitte senden an: SchülerInnenkammer Hamburg, Meerweinstraße 28, 22303 Hamburg,
Tel.: 428 984 – 96, Fax: 428 984 – 95

Name: Tel.:

Straße, Nr.: PLZ / Ort:

Schule: Alter:

„Lasst uns Schule verbessern!“

9. SchülerInnenforum, Mittwoch, 30. November 2005

9.00 – 16.00 Uhr, Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung, Felix-Dahn-Str. 3, Hamburg, Aula
Öffentliche Verkehrsmittel: U-Bahn: Christuskirche (U 2); Schlump, (U 2, U 3), Buslinien: 4, 34, 115, 181

Wind, Strand, Palmen und ein Board

Während andere ihr Leben hinter dem Bankschalter fristen und von der großen Freiheit träumen, leben Windsurfer diesen Traum. Ob in Deutschland oder sonst wo auf der Welt, Surfen ist zum Mythos geworden. Das liegt vor allem an der Lebenseinstellung.



Foto: Sergio Hernandez

Wer hat nicht schon einmal davon geträumt, so lässig und gediegen wie die Windsurf-Weltmeister Björn Dunkerbeck oder die Moreno-Twins über die Wellen zu brettern, die besten Sprünge hinzulegen, oder wie Surflegende Robbie Naish von allen Strandseiten aus bewundert zu werden und nachher noch Autogramme geben zu müssen?

Es gibt kaum eine andere Sportart, die einen solchen Reiz und eine so stark ausgeprägte Lebensphilosophie ihr eigen nennen kann. Dabei könnte ein Laie leicht auf den Gedanken kommen, dass es Windsurfen schon seit einer Ewigkeit geben würde. Doch das entspricht nicht der Wahrheit.

Windsurfen ist noch gar nicht so alt. Erst 1967, also vor nicht einmal 40 Jahren, stand Jim Drake als erster Windsurfer auf seinem Board an der Jamaica Bay. 1976 machte Robbie Naish als 13-jähriger Windsurfweltmeister erstmals Schlagzeilen und ist seitdem einer der bekanntesten Surflegenden. Dennoch gewannen Surfer erst in den achtziger Jahren endlich den Ruf eines Strandgottes und jeder wollte etwas von der Coolness und den berühmten Orgien am Abend abbekommen. Doch die Popularität ließ schon in den Neunziger Jahren nach, da die Sportwelt von immer neuen superhippen Funsportarthypes heimgesucht wurde. Dennoch ist das Windsurfen nicht mehr wegzudenken und strahlt heute in neuem Glanze, nicht zuletzt durch Events wie dem Nivea World Cup auf Sylt. Außerdem ist der Mythos des Surferlebens nie wirklich ausgestorben und für viele ein Traum.

Diesen Traum vom lockeren Leben am Strand im Easy-Going-Lifestyle lebt auch der Surflehrer Stefan. Er ist ein kleiner, glatzköpfiger, ca. 43-

Das Flair erinnert ein wenig an die ehemalige ARD-Serie „Gegen den Wind“

jähriger, magerer Mann mit einer sympatischen Ausstrahlung. Dem Klischee eines typischen Surflehrers - jung, durchtrainiert, sonnengebräunt und überaus attraktiv - entspricht er nicht gerade.

Er ist stolzer Besitzer einer kleinen Surfschule im Ostseeörtchen Sehlendorf, die er zusammen mit

Anne Kühnel
annek@freihafen.org



Mit Bahn und Bus erreichbare Surfstationen:

- Windsurfing Hamburg am Oortkatensee: Erreichbar mit dem Bus Linie 120 ab Hbf oder S-Bahnhof Tiefstack – kleiner überschaubarer See, auf dem man bei entsprechenden Windverhältnissen als Anfänger ebenso gut über kann wie als Köhner.
- Windsurfing Wulfen auf Fehmarn : erreichbar mit der DB bis Puttgarden und dann weiter mit dem Bus bis Wulfen – nahezu ideales Ein- und Aufsteigergebiet, da einem das Wasser in diesem Stehrevier höchstens bis zur Hüfte reicht und keine wertvollen Kräfte durch Herumschwimmen verloren gehen, ist man mindestens doppelt so schnell wieder auf dem Brett

Internetseiten zum Thema Surfen:

- www.the-daily-dose.com - Windsurfmagazin (alles Wissenswerte)
- www.windsurfn-lernen.de - Windsurfmagazin für Anfänger und Fortgeschrittene
- www.windsurfspots.de - weltweite Windsurfspots
- www.readyfornature.com - weltweite Windsurfspots
- www.vdws.de - Verband deutscher Windsurfing- und Wassersportschulen e.V.

seiner Frau und einem zweiten Lehrer betreibt. Sie besteht aus einem Wohnwagen und einer Veranda aus Bambus. Stefans Frau macht den Schriftkram und übernimmt Organisatorisches. Sein achtjähriger Sohn ist schon fast ein Star am Sehlendorfer Strand. Das Flair erinnert ein wenig an die ehemalige ARD-Serie „Gegen den Wind“. Jeden Tag kommen Freunde vorbei, wenn man Lust hat surft man selbst ein wenig und nebenbei wird ein bisschen gearbeitet.

Doch auch Stefan weiß, dass er ein Leben mit Kompromissen führt.

„Früher bin ich den Surfspots Monat für Monat hinterher gefahren. Das war auch ein sehr angenehmer und aufregender Lebensstil. Doch aus dem Alter bin ich raus. Heute habe ich Familie, für die ich Verantwortung übernehmen muss. Da kann ich mir so etwas einfach nicht mehr leisten.“ erzählt er. Und so betreibt der 43-Jährige über die Sommermonate seine Surfschule und arbeitet den Winter über in einem Sportgeschäft als Aushilfe. Damit badet er zwar nicht unbedingt im Reichtum, aber er hat seinen Lebenstraum, Hobby und Beruf miteinander zu verbinden, realisiert und kann dennoch pünktlich seine Miete bezahlen.



Foto: Anne Kühnel

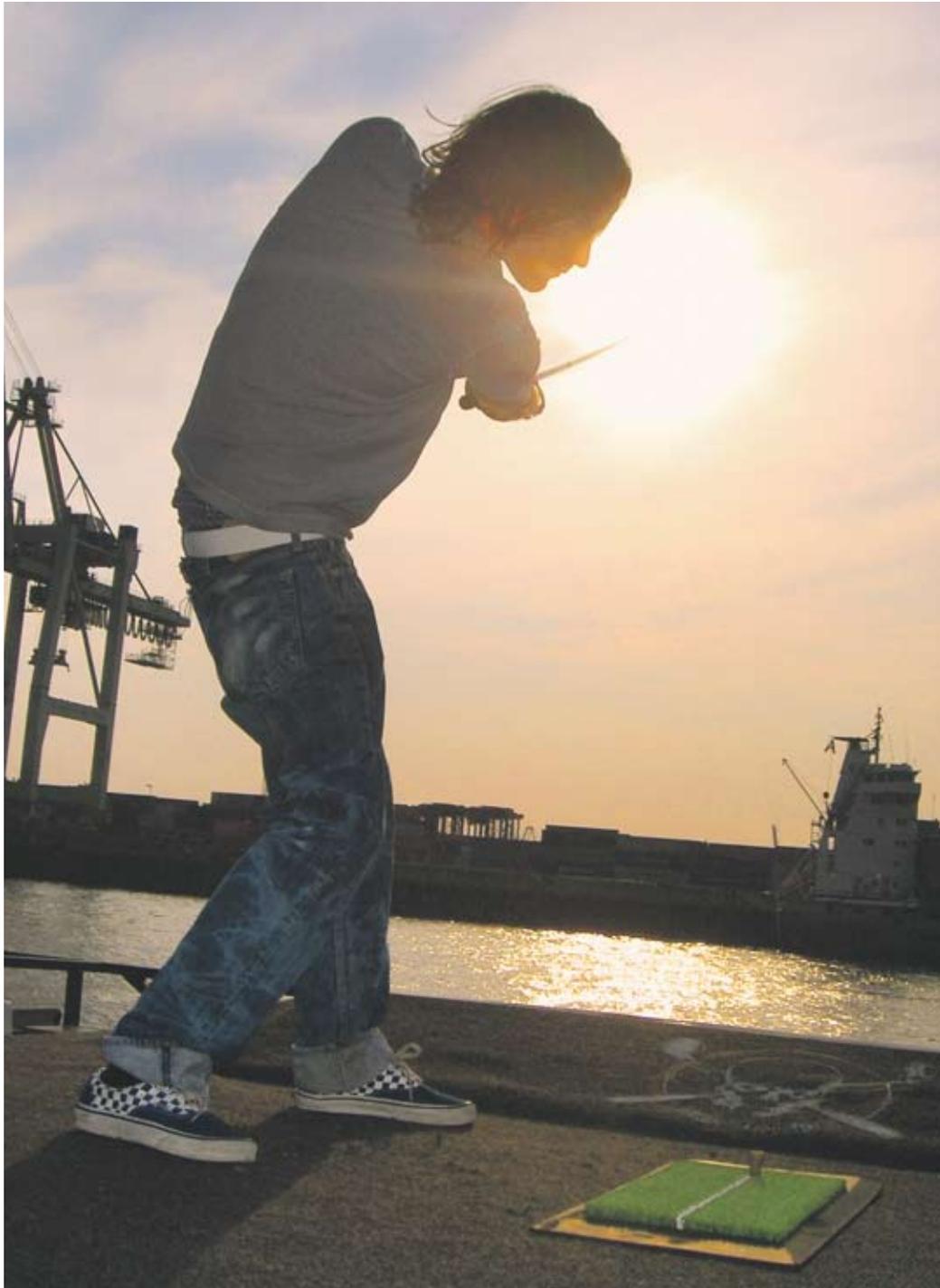
Was will man mehr. „Als Surfer musst du für deinen Sport leben. Es bringt dir nichts, wenn du dich einmal im Jahr auf dein Brett stellst und es den Rest des Jahres im Keller verstauben lässt. Um wirklich gut zu werden muss man dran bleiben. Es ist bisher schließlich noch kein Meister vom Himmel gefallen.“ Predigt er seinen Schülern immer wieder. Sicherlich ist so auch die Beharlichkeit und Gelassenheit wahrer Surfer zu erklären. Sie lieben ihren Sport wie nichts sonst auf der Welt. Darin besteht für sie der Sinn des Lebens.

Dieser Idealismus ist bemerkenswert und man muss erst einmal dazu bereit sein soviel Herzblut in die Sache zu investieren. Doch für Anfänger ist diese Bereitschaft schon von vornherein schnell vorraus zu sagen. Da man sehr schnell Erfolgserlebnisse beim Surfen sammelt, ist es ein Leichtes am Ball zu bleiben. Spaß macht es schließlich auch jede Menge. Doch muss man erst jedes Mal hunderte von Kilometern fahren, um an einem surftauglichen Gewässer zu sein, ist der Spaß genauso schnell vorbei, wie er gekommen ist.

Dennoch ist surfen ein einzigartiges Erlebnis und auf jeden Fall empfehlenswert.

Wo sich Totenkopf und Golfschläger vereinen

Die Natural Born Golfers spielen Golf. Überall. Nur nicht auf dem feinen, englischen Rasen.



Wenn man das Wort Golf hört, denkt man sofort an gepflegten Rasen und in karierten Hosen gekleidete Menschen. Nietengürtel, Trucker Capes und Containerhafen sind hier für die meisten fehl am Platz. Aber Ausnahmen beleben das Geschäft: Die Natural Born Golfers (NBG) schlagen von überall ab, egal ob es fahrende Schiffe, Industrieanlagen oder auch Stadien sind. Voraussetzung ist, dass es kein gewöhnlicher Golfplatz ist. Denn ihr Motto lautet: „Keine Regeln, kein Etikette, keine Karohose“. Der ein oder andere Sportfreak wird nun sagen, dass es keinen Sport ohne Regeln und Punktezahl gibt und mag die NBG für völlig durchgeknallt halten. Aber natürlich wurde auch hier ein gewisses, wenn auch sehr überschaubares Regelwerk aufgestellt. Vor dem ersten Abschlag wird ein Ziel, das z.B. eine Mülltonne oder auch ein Hotelpool sein kann, gesucht und festgelegt. Gewinner ist derjenige, dessen Ball das Ziel zuerst passiert. Bis das der Fall ist, müssen allerdings vier Zwischenetappen erreicht werden. Meist bedeutet das Erreichen einer solchen Etappe: Dose auf und ein schönes, kühles Blondes zischen. Die Idee des Crossgolfs kommt nicht wie oft behauptet, aus den USA. Torsten Schilling, einziger hauptberuflicher Crossgolfer in Deutschland, ist der kreative Kopf, der das Golfen auf diese Art entdeckte.

„Schuld“ daran ist sein damaliger Beruf: Filmausstatter. Auf einer Reise fand er 1992 in den Requisiten einen Golfschläger und anstatt den Abend an der Hotelbar zu verbringen, testete er mit seiner Kollegin Nikola Krasemann das „5er Damenholz“ in den Hotelgängen. Doch sie merkten schnell, dass ihre Art Golf zu spielen für draußen bestimmt ist. Kaum in der Heimatstadt Hamburg angekommen, ging es los. Mit auf dem Flohmarkt und nicht im schneikenen Golfshop gekauften Schlägern wurden die Mittagspausen genutzt, um den Funsport zu betreiben. Doch Crossgolfen blieb nicht für die beiden allein bestimmt - sie teilen das Hobby mittlerweile mit weltweit (von Europa bis nach Kuala Lumpur) 150 000 Aktiven. Wettkämpfe gehören zum Sport, das ist Fakt.

Fotos: Sascha Dangschat



So fand 1992 das 1. Crossgolfturnier der Welt in der Wiege des „spartanischen“ Golfs, Hamburg, statt. Mittlerweile gibt es sogar schon eine Deutschlandtour. In der Szene hört man immer öfter das Wort Volkssport. Doch soweit wird es wohl nicht kommen, denn es sei eher ein Lifestylesport wie Skaten oder auch Surfen. Ebenso könne man es ja nicht einfach so spielen, man brauche jedes Mal eine Erlaubnis, da es sonst gefährliche Auswirkungen auf Passanten haben könnte.

Und genau das kritisieren Anhänger des Elite Golfs. Die Sicherheit der Menschheit bei Wettkämpfen oder unerlaubten Trainings sei gefährdet. Schließlich werde der Golfball durch die Stadt gedroschen und nehme keine Rücksicht auf Schaulustige. Das GOLFMagazin verwies hierbei auf das Logo, das einen Totenkopf mit gekreuzten Golfschlägern abbildet. Laut des Magazins könnte es schnell zum Abbild werden. Aber wer zum Zugucken kommen will, der weiß, dass überall dort, wo des Emblem

Crossgolf ist kein Sport, Crossgolf ist Rock'n' Roll

angebracht ist, gilt: Laufender Wettkampf, betreten des Grundes verboten.

Die Zeit verbindet, und so ist auch der Dialog zwischen dem Rasensport Golf und den NBG besser geworden. „Wir erhalten des Öfteren Turnieranfragen von Golfclubs, das mag vielleicht daran liegen, dass der Golf momentan einen Wandel erlebt“, erklärt eines der eher wenigen weiblichen Mitglieder. Ganz abgeneigt vom echten Golf scheinen die NBG nicht. „Ab und zu schleichen wir uns nachts auf Golfplätze und spielen mit Leuchtbällen.“ Diese Ballart ist nur eine von 25. „Wir haben unter anderem auch noch Bälle, die sich im Wasser auflösen.“

Besucht man einen Golfplatz bei (Niesel-)Regen, so ist dieser meist menschenleer. Und wenn sich doch jemand auf das nasse Gelände begibt, dann sind es Jungen, auf „golfisch“ Caddies,

die ihren Herren bzw. Damen nicht nur wie üblich die Schläger hinterher tragen, sondern sie - oder vielmehr das hochwertige Equipment - zusätzlich vor dem grausamen Regen schützen. Doch wo für den einen Golfen im Regen der größte Albtraum ist, ist es für die Cross Golf Panthers Lauffen das Erlebnis. Einen Vorteil haben sie dabei den Rasengolfen gegenüber: Sie müssen sich um ihr euroschweres Outfit keine Sorgen machen, können sich einfach selbst, der Regen und dem Spiel überlassen, denn sie tragen in dem Fall Badehosen. Eine „goldene Regel“ sollte, laut eines Fachmannes, jedoch beim Crossgolf vom normalen Golf übernommen werden: Warm up! Denn Verletzungen

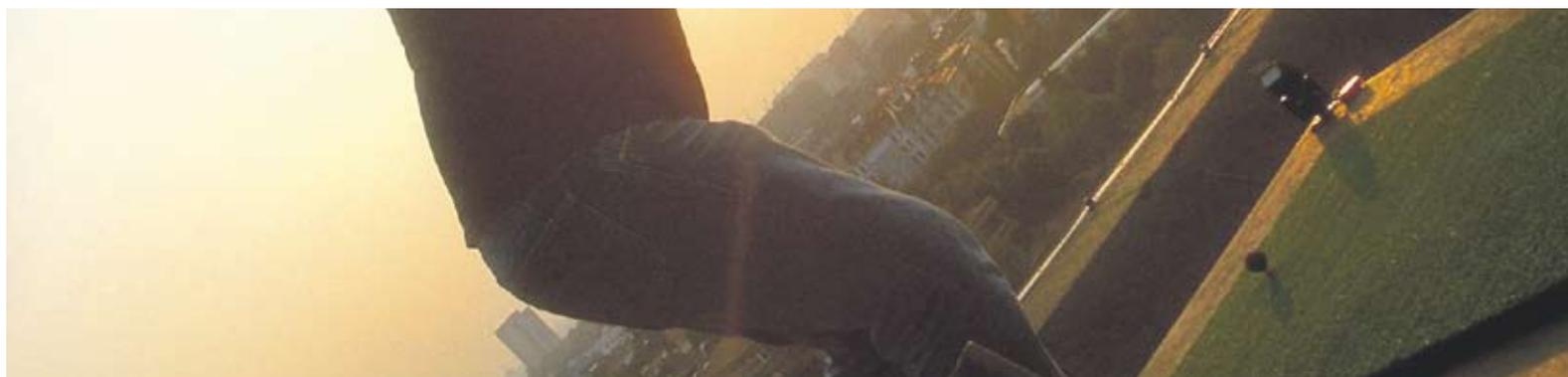
wie Bandscheibenvorfälle seien sonst leider keine Seltenheit.

Crossgolf ist kein Sport, Crossgolf ist Rock'n' Roll.

Und dazu braucht man bekanntlich keinen Caddie und auch keinen kurzgeschorenen Rasen.

„Cool wäre bei strömenden Regen in Badehose sich Schläger und Ball zuschnappen und draußen in der Natur im Regen zu Golfen!“

Katharina Rettke
katharina@freihafen.org



VATTENFALL EUROPE

AUS HEW WIRD VATTENFALL. UND ROCK 'N' ROLL BLEIBT ROCK 'N' ROLL.

Gebündelte Energiekompetenz für Hamburg.

Seit über 110 Jahren sorgt HEW für Strom und Wärme in Hamburg - eng verbunden mit den Menschen vor Ort und allem, was sie elektrisiert. Auch mit unserem neuen Namen Vattenfall werden wir uns intensiv für die Lebensqualität in der Stadt engagieren. Ab 1. Januar wird sichtbar: Wir sind Vattenfall und bündeln unsere Kräfte. Für unsere Kunden, unsere Stadt und jede Menge Spaß. www.vattenfall.de

**HEW**

A Vattenfall company

VATTENFALL 